



Kampf in der Tiefsee

Neu!

Der Schwarze Jaguar jagt im Ozean — und dringt
in die Duplo-Festung ein

Nr. 281
80 Pfg.

Osterrich 5.50
Schweiz Fr. 2.-
Italien L. 100
Luxemburg 10s. 11,-

Nr. 281

Kampf in der Tiefsee

*Der Schwarze Jaguar jagt im Ozean - und dringt in die Duplo-Festung ein
von H. G. Ewers*

Mit den neuen Triebwerken, die der Tender DINO-3 enthielt, gelang es der CREST, auf Schleichwegen die Galaxis zu verlassen und den Andromeda-Nebel anzufliegen, von wo aus der Fünftausendjahressprung eingeleitet wurde.

Wegbereiter dieses kühnen Unternehmens waren neun schmutzige „Weltraumtramps“ und Mausbiber Gucky, die in geheimer Mission auf Neu-Lemuria landeten.

Die angeblichen Weltraumtramps bezwangen die Zeit - und die CREST konnte in das Jahr 2404 zurück kehren. Die Zeitodyssee Perry Rhodans ist damit beendet! Nicht zu Ende ist jedoch die Auseinandersetzung zwischen dem Solaren Imperium und den Meistern der Insel. Diese beginnen sich neuer Mittel zu bedienen, um das Imperium der Menschheit in die Knie zu zwingen.

Die „kühle“ Währung des Solaren Imperiums, ein überall in der Galaxis hochgeschätztes Zahlungsmittel, gerät plötzlich ins Wanken. Falschgeld, dem selbst mit den modernsten technischen Untersuchungsmethoden und Tests nicht beizukommen ist, überschwemmt die von Menschen besiedelten Welten in Milliardenbeträgen.

Eine Wirtschaftskrise großen Ausmaßes ist sofortige Folge der Falschgeldinvasion. Insbesondere die Kolonialterrane beginnen der Regierung zu mißtrauen - und Perry Rhodans bisherige Arbeit als Großadministrator anzuzweifeln.

Aber Perry Rhodan hat noch viele, die ihm weiterhin bedingungslos die Treue halten. Unter ihnen ist auch Jean-Pierre Marat, genannt der „Schwarze Jaguar“. Er wirkt entscheidend mit beim KAMPF IN DER TIEFSEE ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan - Großadministrator des Solaren Imperiums.

Homer G. Adams - Der Finanzminister des Solaren Imperiums benimmt sich eigenartig.

Jean-Pierre Marat und Roger Mac Kay - Die Weltraumdetektive sind Jäger und Gejagte zugleich.

Reginald Bull - Der Staatmarschall wird handgreiflich.

Atlan - Lordadmiral und Chef der USO.

Alchinom - Ein Tefroder, der seine Meinung über die Menschen von Terra ändert.

1.

Als Homer G. Adams seinen Vortrag beendet hatte, stand Perry Rhodan auf und begann, mit langen Schritten in seinem Arbeitszimmer hin- und herzugehen.

Adams beobachtete den Großadministrator mit verkniffenem Gesichtsausdruck. Der Chef der General Cosmic Company, jenes nahezu allgewaltigen Konzerns, der bei weitem den wichtigsten Stützpfeiler des Solaren Imperiums darstellte, hatte seinen mächtigen Schädel in die schmalen, feingliedrigen Hände gestützt und schien vor sich hinzubrüten.

Mit einem jähnen Ruck blieb Rhodan vor dem nierenförmigen Rauchtisch stehen. Seine Augen funkelten zornig, und mit einer ärgerlichen Gebärde hob er den Stapel Elektronenschriftfolien vor Adams auf und knallte sie wieder hin.

„Sie enttäuschen mich, Adams!“ sagte er leise, aber mit einem gefährlichen Unterton. „Stets habe ich in Ihnen das Finanzgenie der Galaxis gesehen, den Mann, dessen intuitive Voraussicht von keinem

anderen übertroffen werden konnte. Und nun bieten Sie mir diesen oberflächlich durchdachten und wenig sinnvollen Plan an ...!“

Homer G. Adams blickte auf. Seine Augen schienen um Verzeihung zu betteln wie die eines geprügelten Hundes. „Sir, ich ...“

Rhodan winkte energisch ab. Sein Ärger war noch nicht verflogen, aber er ließ ihn sich nicht mehr so stark anmerken.

„Sehen Sie wenigstens ein, daß es zur Zeit nicht möglich ist, das Duplogeld aus dem Verkehr zu ziehen und, daß es politisch äußerst gefährlich wäre es völlig zu entwerten ...?“

Adams zuckte die Schultern. Er gewann einen Teil seiner Selbstsicherheit zurück und entgegnete mit fester Stimme:

„Nur eine Radikalkur kann uns noch helfen, Sir. Die absolute Entwertung des Geldes und die Herausgabe einer neuen Währung ...“

Rhodans Stirn umwölkte sich erneut.

„... würde außer dem wirtschaftlichen Chaos die politische Katastrophe bringen!“ fuhr er hart dazwischen. „Sollen wir unsere Bankrotterklärung in

die Galaxis hinausposaunen? Sollen wir den Springern, Arkoniden, Akonen und Posbis sagen, ihre Solarguthaben bei unseren Banken wären plötzlich keinen Soli mehr wert? Und sollen wir, nicht zuletzt, die Privatindustrie des Imperiums ruinieren? Ganz abgesehen davon, daß eine Geldentwertung der von Ihnen vorgeschlagenen Art eine totale Verarmung der Bürger nach sich ziehen muß ...! Adams, die Imperiumswelten würden sich von Terra lossagen und dort Kredite aufnehmen, wo sie ihnen angeboten würden. Damit begäne ein Ausverkauf der Menschheit an die anderen Rassen.“

„Setzen Sie die Flotte gegen jene Welten ein, die sich lossagen wollen, Sir!“ erwiderte Adams.

Perry Rhodan starrte seinen Finanzminister fassungslos an. Er wußte nicht mehr, was er zu Adams sagen sollte. Bisher war er sein treuester und bester Ratgeber gewesen. Das bewog ihn, sich zur Mäßigung zu zwingen.

„Adams, ich glaube, Sie sind total überspannt. Ihre Nerven machen nicht mehr mit. Sonst hätten Sie mir niemals einen solchen Rat geben können. Wie könnte ich die Flotte, die zum Schutz der Imperiumswelten und ihrer Bewohner aufgebaut wurde, gegen diese Welten einsetzen? Wollen Sir mir zur Inszenierung eines Bruderkrieges raten?“ Er warf sich in den freien Sessel. „Jetzt hören Sie mir genau zu, denn ich sehe schon, daß die Sache von mir selbst in die Hand genommen werden muß.“ Er schaltete das Kristallspeichergerät ein und verschränkte die Arme vor der Brust.

„Jemand hat in den letzten Wochen Billionen von Solar in den Geldverkehr eingeschleust, die vorher nicht da waren. Solange der Geldmarkt nur der Eigenregulierung unterliegt wie bisher, werden wir niemals genau die Falschgeldbeträge zahlenmäßig erfassen können. Es ist auch nicht möglich, zu kontrollieren, wer bei den Banken Falschgeld oder Originalgeld abliefert, da selbst unsere besten Prüferäte nicht zwischen Originalbanknoten und Blüten unterscheiden können. Uns bleibt nur eine Möglichkeit. Wir müssen in erster Linie dafür sorgen, daß die wirklich rechtmäßig erworbenen Gelder der Beamten, Angestellten, Arbeiter und Gewerbetreibenden gesichert werden. Zu diesem Zweck sind schnellstens staatliche Kontrollkonten bei den Banken des Imperiums zu eröffnen; die Einschaltung aller positronischen Bank-Rechengehirne dürfte den Vorgang innerhalb eines Tages bewältigen lassen. Alle Einkünfte werden entweder bargeldlos auf diese Kontrollkonten überwiesen oder direkt eingezahlt und vorerst als unkündbar eingefroren, bis auf die Beträge, die zur Deckung des Existenzminimums benötigt werden. Damit wird erreicht, daß den arbeitenden Bürgern des Imperiums keine finanziellen Verluste entstehen.“

Sobald wir die neuen Banknoten herausgeben können die Inhaber der Kontrollkonten über die volle eingezahlte Summe frei verfügen.

Anders sieht es allerdings mit den unbekannten Billionen aus, die sich bereits im Umlauf befinden. Wir werden den entsprechenden Besitzern schwerlich nachweisen können, ob sie das Geld rechtmäßig verdient haben oder auf illegale Weise erwarben. Im übrigen hoffe ich, daß der Falschgeldzustrom bald an seiner Quelle verstopft werden kann.“

Adams Kopf sank schwer auf die Tischplatte. Die Finger fuhren fahrig und zitternd umher.

Rhodan legte seine Hand auf Adams Schulter.

„Kopf hoch, Adams! Jeder Mensch begeht einmal einen Fehler, und ich habe wahrscheinlich die nervliche Überlastung nicht berücksichtigt, der Sie in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen waren.“

Der Chef der GCC sah langsam auf. Seine Augen waren rot gerändert, und sein Blick hatte etwas Gehetztes. Perry Rhodan sah, daß Adams am ganzen Körper bebte.

„Ich werde einen Arzt rufen“, sagte er mitfühlend. Adams schüttelte den Kopf. „Bitte nicht, Sir. Aber ... ich glaube, ich muß doch für einige Tage ausspannen. Es hat keinen Zweck, wenn ich in meinem derzeitigen Zustand auf meinem Platz verbleibe. Ich würde mehr schaden als nützen.“ Rhodan nickte zustimmend. „Okay. Ich halte das auch für richtig. Aber wenn schon, dann sollten Sie sich ein maximales Maß an Entspannung und Psychotherapie gönnen. Wie wäre es mit dem Guam-Sanatorium?“ Die Augen Homer G. Adams leuchteten auf. Fast schien es Rhodan, als drückte die Miene seines Finanzministers so etwas wie heimliches Frohlocken aus. Aber das war sicher eine Täuschung; offenbar litt Adams noch stärker unter nervlicher Belastung, als er selbst zugab.

„Ja, ich denke, das ist das beste, Sir“, erwiderte Adams. „Ich werde gleich heute aufbrechen. Würden Sie mir bitte ganz offiziell Urlaub geben, Sir? Ich möchte, daß alles seine Ordnung hat.“ Rhodan lachte. „Aber, mein lieber Adams! Das ist doch wohl selbstverständlich. Sie haben in der Vergangenheit so viel für das Imperium geleistet, daß Sie sich einige Jahre Urlaub verdient hätten. Ich glaube, bisher haben Sie nicht einmal einen einzigen Tag beansprucht.“

„N ... nein, Sir“, antwortete Adams.

„Gut!“ Rhodan erhob sich gleichzeitig mit seinem Finanzminister. „Informieren Sie Ihren Vertreter und dann fliegen Sie ab. Sie erhalten Urlaub bis zur Genesung. Ist das klar? Kommen Sie nicht wieder, solange man Sie nicht vollständig wiederhergestellt hat!“ fügte er scherhaft hinzu.

Adams schüttelte zerstreut den Kopf.

„Und nehmen Sie Marat und McKay mit!“

„Die beiden Privatschnüffler?“ fuhr Adams empört auf.

„Ich bestehe darauf!“ sagte Rhodan fest. „Marat und McKay sind ausgezeichnete Männer, ehemalige Abwehroffiziere, die wegen schwerer Verwundungen aus dem GA-Dienst ausscheiden mußten. Wenn jemand verhindern kann, daß man Sie entführt und gegen ein Duplikat austauscht, dann diese beiden. - Wo sind sie eigentlich jetzt?“

„Sie warten im Vorzimmer, Sir“, erwiderte Adams mürrisch. „Ich werde mich mit ihnen kurz unterhalten, damit man Sie so wenig wie möglich belästigt, Adams.“

Perry Rhodan schaltete die Interkomverbindung zu seinem Vorzimmer ein.

„Schicken Sie mir bitte die beiden Schatten herein, Miß Stapledon!“

*

Jean-Pierre Marat und Roger McKay betraten das Arbeitszimmer Rhodans auf leisen Sohlen. Der Großadministrator mußte unwillkürlich an den Beinamen denken, den die „Agentur für Interstellare Ermittlungen“ inoffiziell führte: Schwarzer Jaguar.

Zweifellos, so stellte Rhodan fest, verdankte die Agentur ihren Beinamen der äußeren Erscheinung Marats; der Franko-Terraner wirkte mit seinem dichten schwarzen Haar, den starken, V-förmig gebogenen Augenbrauen und dem markanten Gesicht wie ein Bündel verhaltener Kraft und gezähmten Temperaments. Roger McKay dagegen konnte am ehesten mit einem Grisly verglichen werden; sein Gang war leicht schwankend, und am ausgeprägtesten waren an ihm die langen Gliedmaßen und die ungewöhnlich großen Hände und Füße. Die rechte Gesichtshälfte McKays wirkte ein wenig starr; das lag an dem Jochbein aus Metallplastik und den Muskeln aus Synthogewebe.

Rhodan lächelte den Detektiven offen entgegen. Er hatte volles Vertrauen zu ihnen und wußte, daß sein Finanzminister keine besseren Beschützer haben konnte.

Inzwischen kannte er die Gewohnheiten McKays; er ließ eine Flasche alten Scotch servieren und bot Zigaretten an. Danach blickte er Marat ins Gesicht.

„Ich habe Mister Adams soeben Urlaub gegeben. Der Mann ist mit seinen Nerven völlig am Ende und dadurch keine Hilfe mehr für mich, eher das Gegenteil ...“ Marat lächelte flüchtig. „Ja, bitte ...?“ fragte Rhodan. „Darf ich offen sprechen, Herr Großadministrator?“

„Ich bitte sogar darum.“

„Nun gut!“ Jean-Pierre Marat legte seine Zigarette weg. „Sie wissen, daß mein Partner und ich Offiziere der GA waren, Sir. Die Schulung dort und unsere

Erfahrungen haben uns einen Blick für gewisse Dinge gegeben. Mister Adams ist nach meiner Meinung nicht nur psychisch am Ende seiner Kraft, sondern auch körperlich total erschlafft. Mir kommt er vor wie ein Mann, der ein Jahrzehnt im Tiefschlaf lag und nun ohne Übergang geweckt und eingesetzt wurde. Was ich damit ausdrücken will, ist folgendes: Mister Adams kann nicht allein durch die Währungsgeschichte so mitgenommen sein; er muß schon seit längerer Zeit den Keim des völligen Verfalls in sich tragen. Vielleicht leidet er an einer organischen Krankheit, die noch nicht erkannt wurde.“

Rhodan nickte gedankenverloren. Dann zuckte er jäh zusammen.

„Sie haben recht; er erweckt diesen Anschein. Aber das gibt es einfach nicht, Marat! Sie wissen sicher, daß Adams einen Zellaktivator trägt ...?“ Marat nickte.

„Ich trage ebenfalls einen Aktivator“, fuhr Rhodan fort. „Und seit ich ihn besitze, bin ich niemals krank gewesen, weder körperlich noch psychisch. Den übrigen Aktivatorträgern geht es ebenso. Adams kann also überhaupt keine organische Krankheit bekommen - eine psychische möchte ich noch einräumen, aber niemals eine rein physische. Sie müssen sich einfach geirrt haben, Marat!“

Jean-Pierre Marat zuckte die Schultern. „Diese Möglichkeit gibt es immer, Sir ...!“ Es klang nicht überzeugt, und Marat gab sich auch keine Mühe, seinen Zweifel zu unterdrücken. Perry Rhodan lächelte verstehend.

„Ich verstehe Ihr Mißtrauen, Marat. Aber lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen. Adams begibt sich noch heute zum Tiefseesanatorium im Guam-Graben. Vielleicht kennen Sie diese Spezialanstalt. Man ist dort auf psychovegetative Neurochirurgie spezialisiert, das heißt, der gesamte Körper kann dort behandelt und geheilt werden, indem durch die PNC ein Ganzheitseinfluß ausgeübt wird. Falls Adams also auch unter einer Organerkrankung leidet, kann das den dortigen Spezialisten nicht entgehen.“

Er räusperte sich. „Sie beide möchte ich bitten, weiterhin über Mister Adams zu wachen. Lassen Sie ihn bitte niemals aus den Augen. Gerade in einer Klinik bieten sich viele Möglichkeiten des Austausches. Natürlich werde ich außerdem die Ärzte überprüfen lassen.“

Marat verzog das Gesicht. „Sind Sie sicher, Sir, daß Adams mit Ihren diesbezüglichen Anordnungen einverstanden sein wird?“

„Nein“, erwiderte Rhodan offen. „Es mißfällt ihm ganz und gar. Aber eines Tages wird er einsehen, daß wir nur so und nicht anders handeln konnten. Lassen Sie sich bitte niemals von ihm abschütteln. Adams

kennt eine Menge diesbezüglicher Tricks, aber leider hält er sich für unfehlbar und ist dadurch versucht, seine Sicherheit zu mißachten. Sie haben jede Rückendeckung von mir und außerdem völlig freie Hand in allen Ihren Maßnahmen. Im Notfall treten Sie durch Telekom mit Mercant, Bull, Atlan oder mir in Verbindung. Ist das klar?“ Marat erhob sich. „Völlig, Sir!“

Er stieß seinen Partner an. McKay stellte sein Glas ab und blickte bedauernd auf die noch halbvolle Whiskyflasche. Dann schüttelte er dem Großadministrator die Hand und folgte Marat nach draußen.

Adams erwartete sie bereits ungeduldig im Vorzimmer.

„Ich habe bereits eine Maschine nach den Marianen bestellt, meine Herren!“ polterte er. „Beeilen Sie sich!“

*

Die Maschine war eine achtsitzige EX-Jet mit Impuls- und Gravitationsantrieb. Sie gehörte zum Fahrzeugpark der Großadministration und war für den Finanzminister des Imperiums und seine beiden Begleiter abgestellt worden.

Dennoch ging der Abflug ohne großen Aufwand vor sich. Zwei Sicherheitsbeamte des Hafens prüften das Gepäck mit empfindlichen Detektoren, denen weder eine Bombe noch sonstige gefährliche Gegenstände entgangen wären. Darauf trat der Wachroboter zur Seite und ließ Adams und dessen Begleiter einsteigen.

Der Pilot der Maschine begrüßte seine Fluggäste und wies sie auf die verschiedenen Servoeinrichtungen hin. McKay probierte sofort den Getränkeautomaten aus, während sich Adams in den Kontursitz legte und die Augen schloß.

Fünf Minuten später erfolgte der Start. Ein energetisches Startgerüst riß die Jet senkrecht empor, bis sie eine Höhe von zehn Kilometern erreicht hatte. Danach setzte der Impulsantrieb ein und brachte das Fahrzeug an die obere Grenze der Exosphäre. In 340 Kilometern Höhe beschleunigte die Jet auf 18000 Stundenkilometer.

Erste Station des Fluges waren die Marianen. Die Jet landete auf der Insel Guam. Ein Gleiter der dort stationierten Abfangflotte brachte Adams, Marat und McKay innerhalb von zehn Minuten zum zivilen U-Boothafen der Insel. Damit begaben sich die drei Männer in die Obhut des normalen Kundendienstes.

Während der zweistündigen Wartezeit saßen Adams und die beiden Detektive im gläsernen Turm des Hafenhotels. Der Finanzminister kaute nervös auf einer erkalteten Zigarette und trank ab und zu einen Schluck Fruchtsaft. Er schien völlig geistesabwesend

zu sein. Die herrliche Aussicht, die man von hier aus auf die graugrünen Wogen des Pazifischen Ozeans hatte, interessierte ihn nicht.

Marat dagegen nahm das Bild des Meeres wie ein Verdurstender in sich auf. Das Meer hatte ihn von jeher gereizt, und so oft er es sich zeitlich leisten konnte, hielt er sich dort auf, woher alles Leben auf der Erde gekommen war. Die Antigravtanker und hyperschnellen Passagiergiganten störten das Bild kaum; Himmel und Meer dominierten. Die Hafenmolen strebten gleich zarten Spinnweben weit hinaus und verschwanden teilweise unter Gischt und Schaum. Von irgendwo hoch droben näherte sich helles Singen. Ein Pulk metallisch blitzender Objekte stieß gleich darauf falkenartig herab und verschwand unter der Wasseroberfläche. Derartige Bilder gehörten zum terranischen Alltag. Die Verteidigungsstreitkräfte der Erde wurden regelmäßig gedrillt. Positroniken errechneten immer wieder neue Versionen von feindlichen Angriffen. Dazu gehörten selbstverständlich auch gelungene Invasionen. In einem solchen Fall, so viel wußte Marat, würde man keine offizielle Schlacht auf der dicht besiedelten Zentralwelt der Menschheit liefern; blitzschnell zuschlagende und in den Ozeanen stationierte Geheimverbände aber würden Invasoren so lange zusetzen, bis diese demoralisiert waren.

Marat verzog die Lippen zu einem schmerzlichen Lächeln bei solchen Gedanken. Er wußte, daß die Geheimverbände jedem Invasoren auf der Erde die Defensive aufzwingen konnten, aber es bestand immer die Gefahr, daß der Feind sich dafür an der wehrlosen Zivilbevölkerung rächtete.

Endlich tauchte ein mattgrün blinkender, walförmiger Körper am äußeren Ende der Mole auf das Passagier-U-Boot, das sie und andere Patienten in das Tiefseesanatorium bringen sollte.

Im gleichen Augenblick verkündeten Lautsprecher die Ankunft des Schiffes. Die Gäste des Hafenhotels brachen auf. Ein Dutzend Antigravlifts brachte sie zur Sohle der Abfertigungsanlage. Eine gewölbte Halle nahm sie alle auf. Nach der letzten Pause gaben die Automatiken das breite Transportband frei. Die Passagiere wurden auf ein großes, zweiflügeliges Schleusentor zugefahren. Als es sich öffnete, sah Marat den hell erleuchteten Tunnel, der zum Ankerplatz der U-Boote führte.

Fünf Minuten später glitten die ersten Passagiere auf dem Transportband in die Bugschleuse des U-Bootes. Freundliche Stewardessen nahmen sie in Empfang und wiesen sie ein.

Adams, Marat und McKay landeten in einer der Luxuskabinen. Bildschirme an drei Wänden vermittelten ihnen den Eindruck, als schwämmen sie mitten im Ozean. Ein naiver Betrachter hätte zu der Meinung kommen müssen, das Meer würde von

leistungsstarken Scheinwerfern ausgeleuchtet, so deutlich waren die unzähligen Fische zu erkennen. In Wirklichkeit jedoch setzten die Bildwandler lediglich Impulsaufnahmen in optische Eindrücke um. Die Impulsantennen arbeiteten nach dem Reflexionsprinzip einer Wellenkombination, von der selbst winzige Tangfetzen naturgetreu in Größe, Form und Farbe erfaßt wurden.

„Wir befinden uns sozusagen über historischem Gebiet“, begann McKay plötzlich zu erklären. „Unter uns liegt das alte Landegebiet des versunkenen Erdteils Lemuria.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Adams lauernd. McKay lächelte. „Vielleicht bin ich Agent der Tefroder, Mister Adams. Als solcher muß ich natürlich wissen, wie es auf der Welt meiner Vorfahren zur Zeit des Tamanismus aussah ...“

Das Gesicht des Finanzministers, das ohnehin bleich wirkte, nahm einen Stich ins Grünliche an. Seine Glieder zitterten so stark, daß die Absätze klappernd gegen den Boden schlugen.

Marat warf seinem Partner einen verweisenden Blick zu.

„Verzeihen Sie bitte, Mister Adams“, wandte er sich danach an ihren Schutzbefohlenen, „aber mein Partner liebt die makabren Scherze. Selbstverständlich ist unser Wissen legal erworben worden; der Großadministrator hat einige seiner Erlebnisse bereits während der Parlamentssitzung in der Solar-Hall von Terrania erzählt, und von Solarmarschall Mercant kennen wir den Rest. Sie brauchen nicht zu befürchten, wir wären etwa von Duplos abgelöst worden.“

„Das habe ich auch niemals befürchtet!“ entgegnete Adams schrill.

Roger McKay grinste und trank sein Whiskyglas mit einem Zug leer. Er störte sich nicht im geringsten an dem tadelnden Blick Marats.

Aus dem Wandlautsprecher drang die blecherne Stimme einer Automatik.

„Achtung, an alle Passagiere der GERALDINE. Das Boot steht jetzt über dem Guam-Graben. In einer halben Minute werden die Tauchzellen geflutet. Etwa eine halbe Stunde später erreicht das Boot eine Tiefe von rund neuntausend Metern und wird danach seine Fahrt dicht über Grund fortsetzen. Sie werden darauf hingewiesen, daß die folgende Strecke eine der größten Sehenswürdigkeiten des Planeten überhaupt darstellt. Falls jemand Interesse für den Film haben sollte, der von dieser Fahrt angefertigt wird, so kann er ihn nach Erreichen des Guam-Sanatoriums über die Servoautomatik anfordern. Die Kosten werden über die Sanatoriumsleitung verrechnet. Ende der Durchsage.“

Ein schwaches Brummen durchlief die Schiffszelle. Jean-Pierre Marat schloß die Augen und

glaubte, das Rauschen der Wassermassen zu hören, die jetzt in die Tauchzellen stürzten. Gleichzeitig fühlte er die geringe Gewichtsverlagerung, die erst eine Hundertstel Sekunde später von der Ausgleichsautomatik kompensiert wurde. Die GERALDINE senkte den Bug in steilem Winkel und beschleunigte den Tauchvorgang mit den leistungsstarken Hecktriebwerken. Im Grunde genommen, so dachte Marat, unterscheidet sich das Tauchmanöver prinzipiell nicht von dem Eintauchmanöver eines Raumschiffes in die Atmosphäre, nur der Widerstand des Wassers war bedeutend stärker - und natürlich auch dessen Druck. Unterseeboote des zwanzigsten Jahrhunderts hätten es niemals wagen können, in derartige Meerestiefen zu gehen; der Wasserdruck hätte sie zu schmalen Folien zusammengepreßt. Nur die Verwendung feldversteiften Terkonitstahls für den Druckkörper machte so etwas möglich.

Nach zwanzig Minuten tauchten die ersten bizarren Felsformationen auf den Bildwänden auf. Ganze Schwärme von torpedoförmigen Laternenfischen strichen scheinbar direkt an den Bildwänden vorüber. Marat wußte, wie sehr dieser Eindruck täuschen konnte; es gehörte gewissermaßen zum Kundendienst, besonders lohnende Objekte durch Vergrößerungsschaltungen heranzuholen.

Adams zuckte leicht zusammen, als ein Viperfisch mit blutrotem Rückenkamm und steil aufgerichteter Kopfflossenhaube vor der Bildwand verharrte. Dann schlängelte sich das aalgleiche Tier mit eleganten Bewegungen davon.

Eigentlich, dachte Marat, ist es bodenloser Leichtsinn, in der gegenwärtigen Situation den Finanzminister des Solaren Imperiums in einem normalen Passagier-U-Boot durch die Tiefsee zu befördern. Falls die Agenten der MdI ihn ausschalten wollten, hatten sie hier, wo es Millionen von Verstecken gab, die beste Gelegenheit dazu.

Doch wenige Minuten darauf mußte er seine Meinung revidieren. Drei delphinförmige Schatten huschten lautlos an der GERALDINE vorüber. Die meisten Passagiere würden sie wegen des flüchtigen Eindrucks wahrscheinlich für Tiefseefische halten; aber Marat kannte die Patrouillenboote der terranischen Marine zu gut. Diese nur achtzehn Meter langen und vier Meter durchmessenden Fahrzeuge waren mit dem neuesten Mikro-Kalup ausgerüstet; sie vermochten sich innerhalb des künstlich erzeugten Linearraums mit Überlichtgeschwindigkeit zu bewegen. Doch auch im Normalraum entwickelten sie unüberbietbare Geschwindigkeiten, und ihre Hyperortung fand nahezu jeden Fremdkörper, der sich in den Schluchten des unterseeischen Gebirges verstecken mochte. Allan D. Mercant hatte also doch für die größtmögliche

Sicherheit Adams gesorgt.

Eine Stunde nach dem Beginn des Tauchmanövers weitete sich die Schlucht. Eine gigantische Kuppel tauchte in Fahrtrichtung auf.

„Achtung!“ meldete sich die Automatenstimme wieder. „Vor uns liegt jetzt die Hauptkuppel des Guam-Sanatoriums. Sie hat einen Durchmesser von zweieinhalb Kilometern und eine Höhe von 1250 Metern. Es existieren noch vierunddreißig kleinere Kuppeln, die durch unterirdische Tunnels mit dem Hauptgebäude verbunden sind. In zehn Minuten beginnt das Einschleusmanöver. Bitte, achten Sie auf die weiteren Durchsagen. Ende.“

„Nun, wir sind da!“ bemerkte McKay zufrieden. „Es wird auch höchste Zeit. Mein Magen knurrt bereits so laut, daß es schon unanständig ist.“ Marat lächelte ironisch. „Man sollte meinen, du hättest mit dem Whisky genügend Kalorien zu dir genommen, Partner. Aber wie dem auch sei, ich freue mich ebenfalls, daß wir unser Ziel erreicht haben. Wenigstens kann es nun keinen Zwischenfall mehr geben.“

Das allerdings war ein Irrtum, wie sich nur zu bald herausstellen sollte.

2.

LUNA-ORB III war eine vollautomatisch arbeitende Energieortungsstation der veralteten HALCYON-Serie. Seit rund achtzig Jahren umkreiste sie treu und brav den Erdmond in einer Entfernung von hunderttausend Kilometern. Ihren Namen verdankte sie der Einfallslosigkeit eines Beamten, der einfach auf eine Bezeichnung aus dem zwanzigsten Jahrhundert zurückgriff, in dem die ersten Versuche mit „Luna Orbitern“ gelangen. Dennoch arbeitete LUNA-ORB III so zuverlässig, wie eine vollkommene Automatik nur arbeiten konnte.

Auch am II. Dezember 2404, Erdzeit.

In Abständen von wenigen Sekunden empfing LUNA-ORB III laufend die fünfdimensionalen Transportimpulse von Materietransmittern, die entweder Fracht von der Erde zum Mond oder vom Mond zur Erde beförderten. Diese Art des Transports überwog bei weitem; nur noch in Ausnahmefällen verkehrten zwischen der Erde und ihrem Trabanten noch Frachtraumschiffe. Was hatten auch schon Raumschiffe mit Überlichtantrieb auf einer Route zu suchen gehabt, deren Länge noch nicht einmal eine halbe Million Kilometer betrug. Das waren bestenfalls Entfernung für Spielzeugraumer!

Seit ihrem Bestehen hatte LUNA-ORB-III ununterbrochen Transportimpulse empfangen, identifiziert und mit den Angaben verglichen, die ihr täglich von den Transmitterstationen auf Luna und

Terra zugingen. Nicht ein einziges Mal während dieser Zeitspanne war dabei eine Unstimmigkeit registriert worden.

Und nun, am 11.12.2404 0:17 Standardzeit, registrierte die Kontrollautomatik einen Überlagerungsimpuls. TM-Transport LT-KK K115008 beförderte vierzigtausend Tonnen Materie vom Mond zur Erde. Entfernung und Masse bestimmten die Amplitude des fünfdimensionalen Impulses so exakt, daß sich der fremde Impuls im Hintergrund deutlich abhob. Die Auswertungsautomatik von LUNA-ORB III stellte mit maximaler Wahrscheinlichkeit fest, daß der Überlagerungsimpuls weder von einem Materiesender auf Luna noch auf der Erde stammte.

Entsprechend der Programmierung erhielt ein Nebensektor des biopositronischen Gehirns Nathan die Meldung noch innerhalb der gleichen Sekunde, in der die Überlagerung registriert worden war.

Nathan wiederum bestätigte die Grobauswertung von LUNA-ORB III und ergänzte sie insofern, als „er“ angab, der betreffende Materiesender befände sich mindestens einige hundert Lichtjahre außerhalb des solaren Systems - der Empfänger jedoch auf der Erde. Zwei Sekunden nach dem Ereignis wußte der verantwortliche Mann der Galaktischen Abwehr Bescheid, und weitere zwei Sekunden später Allan D. Mercant persönlich.

Der Abwehrchef des Imperiums ließ sämtliche Angaben positronisch überprüfen und zusätzlich die Energieortungsstation LUNA-ORB III testen. Nachdem er mit hundertprozentiger Sicherheit wußte, daß sich nirgendwo ein Fehler eingeschlichen hatte, erstattete er dem Großadministrator Meldung.

Perry Rhodan schaltete den Telekom ab und wandte sich zu Reginald Bull um.

„Damit wäre der Beweis für unsere Annahme geliefert. Nun wissen wir, daß sich der Stützpunkt der MdI-Agenten auf der Erde befindet.“ Er lächelte bitter. „Es war auch nicht anders zu erwarten, nicht wahr?“

„Nein!“ erwiderte Bully. „Es war wirklich nicht anders zu erwarten. Die Tefroder sind schließlich unsere direkten Vorfahren, was die Analysierung ihrer Psyche erleichtert. Und die Meister der Insel pflegen ebenfalls niemals halbe Sachen zu machen.“ Er runzelte die Stirn und schüttelte bedächtig den Kopf. „Aber noch haben wir keine Ahnung, in welchem Winkel der Erde sich die Agenten verbergen, Perry.“ Er lachte trocken. „Das klingt unglaublich, was? Ein Planet, der so durch und durch zivilisiert ist wie unsere gute alte Erde, auf dem es nicht einen Quadratmeter unbekanntes Land gibt - und doch existiert irgendwo darauf ein feindlicher Stützpunkt mit Transmitterstation, Multiduplikator und was der Dinge mehr sind.“

„Entweder auf der Erde - oder darunter ...“, dehnte Rhodan die Antwort. „Oder ..., hm!“

„Wie bitte?“ fragte Bully. Rhodan lächelte. „Ach nichts, Dicker. Ich mußte nur daran denken, wie wenig wir in Wirklichkeit von unserer Erde kennen.“

Er erhab sich. „Vielleicht haben wir uns doch nicht lange genug in der Vergangenheit aufgehalten, Bully.“

„Ich war überhaupt nicht ...!“ wollte der Staatsmarschall protestieren. Aber ein herrischer Wink des Freundes ließ ihn verstummen.

„Ach, lassen wir das! Was würdest du mir raten? Welche Maßnahmen sollen wir ergreifen, um den Agentenstützpunkt aufzuspüren?“ Reginald Bull grinste. „Wenn ich dich nicht kennen würde, hielte ich deine Frage tatsächlich für mehr als nur eine Geste. Vielleicht willst du auch nur meinen Denkapparat auf seine Funktionsbereitschaft überprüfen?“

„Genau!“ gab Rhodan zynisch zu. „Also, laß deinen Geist sprühen. Warum soll in den Annalen der Geschichte immer nur mein Name genannt werden?“ Bully lachte leise in sich hinein. „Also gut, Perry! Du willst meine Meinung hören. Dann beklage dich aber hinterher nicht darüber, sie würde dir nicht zusagen. Ich bin der Ansicht, wir sollten gar nichts unternehmen. Vor allem dürfen wir den unsichtbaren Gegner nicht merken lassen, daß wir hinter seine Transmitterverbindung gekommen sind. Nur dann können wir hoffen, den Feind bei einer Unvorsichtigkeit zu ertappen und den Stützpunkt aufzuspüren.“ Perry Rhodan nickte. „Ausgezeichnet. Unterdessen könntest du zusammen mit Mercant eine Einsatztruppe zusammenstellen, die jederzeit eingreifen kann. Du verstehst sicher, was ich damit sagen will?“ Bully nickte ernst. „Du kannst dich auf mich verlassen. Sobald wir den Weg zur Höhle des Löwen kennen, werden wir zuschlagen. Ich wünschte nur, du würdest einmal deine moralischen Bedenken beiseite schieben und mir völlig freie Hand lassen. Ich würde schon dafür sorgen, daß uns keiner der Agenten entkommt.“ Rhodan schüttelte den Kopf. „Das wäre Mord, Dicker. Ich will damit nicht sagen, daß wir vor lauter Rücksichtnahme den Erfolg in Frage stellen dürften, aber auch unsere Feinde sind Menschen, und man sollte menschliches Leben niemals ohne zwingenden Grund vernichten.“

Bullys Gesicht lief rot an. Der massive, temperamentvolle Mann trat einen Schritt auf seinen Freund zu und packte ihn mit beiden Händen an den Aufschlägen seiner Uniformjacke.

„Na, na, na!“ sagte jemand von der Tür her.

Reginald Bull ließ Rhodan los und wandte sich um. Er atmete erleichtert auf, als er Lordadmiral Atlan erkannte. Es wäre Bully peinlich gewesen, einen anderen als Zeugen seiner „Handgreiflichkeit“

zu haben; denn obwohl diese kameradschaftlich gemeint gewesen war, hätten Außenstehende dennoch an seinem Verstand zweifeln können. Nur wenige Menschen wußten, wie eng verbunden Perry und er wirklich waren.

Atlan wartete, bis sich die Tür geräuschlos hinter ihm geschlossen hatte, dann drohte er scherhaft mit dem Finger.

„Sie untergraben die Autorität des Herrn Großadministrators, Herr Staatsmarschall ...!“

„Einen Dreck tue ich!“ knurrte Bully. „Ich wollte nur soeben das versuchen, was Sie in den letzten Jahrhunderten nicht fertigbrachten: einem Freund die sentimental Flausen auszutreiben. - Wissen Sie, was er von mir verlangt? Ich soll die MdI-Agenten schonen, obwohl sie einen Mordanschlag auf ihn inszenierten. Sie waren ja selbst dabei, als in der Solar-Hall auf ihn geschossen wurde, nicht wahr?“

Der Lordadmiral seufzte voller Resignation.

„Ich fürchte, wir werden ihm seine Ansichten über hochstehende Ethik niemals austreiben können, und wenn wir alle zehn Millionen Jahre lebten.“

„Seid ihr fertig?“ fragte Rhodan sarkastisch. „Dann nehmt Platz und hört mir gut zu. Ich habe mir Gedanken über die letzte Aktion der MdI gemacht und möchte folgendes als Gegenaktion vorschlagen ...“

*

Jean-Pierre Marat blickte fasziniert in die eigenartig starren, wie poliertes Metall blinkenden Augen eines Opistoproctus soleatus. Der annähernd trapezförmige Tiefseebewohner bewegte träge das Maul und wedelte mit den Flossen. Einige seiner Artgenossen schoben sich dicht heran. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden wie ein Alptraum beim Erwachen; an ihrer Stelle verstrahlte ein Viperfisch sein blaues Leuchten. Als er das Maul aufriß, kamen zwei Reihen nadelspitzer Zähne zum Vorschein.

„Grauenhaft!“ erklang es neben Marats rechtem Ohr.

Der Detektiv wandte sich um und lächelte seiner Tischnachbarin beruhigend zu.

„Der Schein trügt, Miß O'Neill. Dieser Viperfisch beispielsweise ist nur etwa dreißig Zentimeter lang; der Opistoproctus soleatus erreicht sogar nur eine durchschnittliche Länge von fünf Zentimetern.“

Miß O'Neill verzog ihr hübsches Gesicht.

„Aber der Viperfisch nimmt doch fast die ganze Wand der Nische ein ...!“ Marat nickte ernsthaft. „So scheint es, gewiß. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich vorhin das Lupenfeld eingeschaltet habe.“ Er griff unter die Tischplatte.

Übergangslos veränderte sich das Bild.

Miß Sarah O'Neill beugte sich weit vor und musterte den Ausschnitt der starken Panzerplastwand. Erst nach einigen Sekunden fand sie den Viperfisch aus dem übrigen bunten Leuchten heraus.

„Oh“ entfuhr es ihr erstaunt. „Wirklich phantastisch, Mister Marat!“

Marat lächelte ihr bestätigend zu und hob sein Glas.

„Auf die phantastischen Möglichkeiten unserer Technik - und auf die noch phantastischeren Produkte der Natur, Miß O'Neill!“

Sie errötete unter seinem Blick und kompensierte ihre Verlegenheit mit einem koketten Augenaufschlag.

Jean-Pierre Marat trank den Wein mit Genuß. Es war Importwein von den Berghängen des Wega-Planeten Ferrol, und Zunge und Gaumen spürten die blaue Glut der Wega, unter der die Trauben gereift waren.

Er bot Miß O'Neill eine Zigarette an und musterte sie dabei verstohlen.

Miß O'Neill war erst gestern mit der GERALDINE im Guam-Sanatorium angekommen. Marat, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, sämtliche Patienten und Angestellten des Sanatoriums zu überprüfen, war sofort aufmerksam geworden auf diese mittelgroße, schlanke Frau mit dem Puppengesicht und den intelligent wirkenden Augen. Seine Vermutung hatte sich bestätigt, als er sich bei einem Assistenzarzt erkundigte: Professor Dr. Sarah O'Neill war als neue Leiterin des Rehabilitationszentrums für Hirnverletzte vorgesehen, nachdem die bisherige Leiterin nach Ablauf ihres Vertrages gekündigt hatte.

Eine so wichtige Person mußte natürlich unter die Lupe genommen werden, vor allem deshalb, weil sie neu war. Eine Gelegenheit, die Bekanntschaft von Miß O'Neill zu machen, hatte sich schneller ergeben, als Marat zu hoffen wagte. Sie war am ersten Abend im Kartensaal erschienen, in dem Marat und sein Partner sich über die nähere und weitere Umgebung des Sanatoriums informierten. Die auffällige Erscheinung McKays hatte ihr Interesse geweckt; nachdem McKay jedoch erkennen mußte, daß das Interesse der Ärztin an ihm nur von der Art war, wie es beispielsweise ein Psychoanalytiker einem besonders gelagerten Fall von anomalem Riesenwuchs entgegenbrachte, hatte er das Feld bereitwillig seinem Freund überlassen.

Marat und Miß O'Neill waren sehr schnell miteinander warm geworden, wie man so zu sagen pflegt; dennoch wahrten sie beide eine gewisse Distanz. Immerhin, konstatierte Marat, saßen sie am zweiten Abend ihrer Bekanntschaft in der schwach erleuchteten Wandnische des Weinrestaurants und tranken sich mit rubinfarbenem Ferrolwein zu.

„Was sind Sie eigentlich von Beruf, Mister Marat?“

Marat hatte Mühe, ein Zusammenzucken zu verhindern. Die Stimme der Ärztin klang harmlos, ihre Frage beiläufig - aber irgend etwas schwang darin mit, das ihn instinktiv beunruhigte.

Er brachte ein breites Lächeln zuwege.

„Ich bin Industieberater, Miß O'Neill.“ Das war nicht einmal gelogen, dachte er. Seine Agentur beschäftigte sich tatsächlich mit der Beratung großer Firmen, die ohne seine Hilfe nicht in der Lage waren, künftige neue Geschäftspartner auf ihre Liquidität hin zu überprüfen. Daneben gab es natürlich auch heikle Aufgaben, aber normalerweise lehnte Marat es ab, sich um die Aufklärung offenkundiger Verbrechen zu kümmern. Dazu war seiner Auffassung nach die Polizei da. Purer Zufall hatte ihn auf Ojun auf die Spur einer Organisation gebracht, die Falschgeld verbreitete; und ebenso zufällig waren er und McKay von Perry Rhodan dazu bestimmt worden, den Finanzminister des Imperiums zu beschützen. Selbstverständlich hätte Marat diesen Auftrag ablehnen können. Aber er arbeitete eben nicht nur um des Geldes willen ...

„Und was führt Sie ins Guam-Sanatorium?“ Miß O'Neill räusperte sich. „Sie können mich übrigens ruhig Sarah nennen, Jean-Pierre.“

Marat lächelte hintergründig. Er hatte die Frage erwartet. Natürlich mußte sich die Ärztin darüber wundern, daß er ein Sanatorium aufsuchte, ohne sich behandeln zu lassen. Aber, daß sie die Frage schon jetzt stellte, zeugte davon, daß sie sich über ihn erkundigt hatte.

„Vielen Dank, Sarah. Äh ... meine Freunde nennen mich nicht Jean-Pierre - der Name ist ihnen ein wenig zu lang - sie nennen mich ... Jaguar ...!“

Er sah mit geheimem Vergnügen, wie sie zusammenzuckte. Unter dem Rufnamen „Jaguar“ war er nur in gewissen Kreisen bekannt, die bereits schlechte Erfahrung mit ihm hatten machen müssen. Es schien ihm sehr aufschlußreich, daß Sarah diesen Namen kannte. Aber er ließ sich nichts anmerken.

„Okay, Jaguar!“ sagte Sarah mit gezwungen wirkendem Lächeln. „Der Name erscheint mir ein wenig barbarisch, aber ich glaube, er paßt recht gut zu Ihnen!“

„Aha!“ machte Marat „Also bin ich ein Barbar!“ Sarah lachte. „Nein, nein! So hatte ich es nicht gemeint. Ich wollte sagen, daß der Name Jaguar bei Ihnen einen ganz anderen Klang erhält. Sie sind ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle ...“

„Auch ein Jaguar ist ein schönes Tier!“ grinste Marat. Sarah O'Neill erschauerte. Ihre Augen wurden dunkel. Sie beugte sich über den Tisch und flüsterte heiser:

„Wann reißt der Jaguar seine Beute ...?“

Marat blickte sie aus zusammengekniffenen Augen an. Dann erhab er sein Glas und trank ihr zu.

Schwer atmend lehnte sich Sarah in ihrem Sessel zurück. Vom Kuppelsaal drangen feurige Rhythmen herüber. Auf dem Beobachtungsschirm war die Sechs-Mann-Kapelle zu erkennen und davor Arhayha, die Schönheitstänzerin aus den Plejaden.

Gedankenverloren brannte sich Marat eine neue Zigarette an. Er spürte plötzlich das Bedürfnis, die Augen zu schließen und die Musik auf sich einwirken zu lassen, sich ganz zu entspannen ...

Ein gellender, vielstimmiger Schrei riß ihn aus seiner Stimmung heraus, brutal und schmerhaft.

Mit geweiteten Augen sah er Arhayha auf der gläsernen Tanzfläche zusammenbrechen. Die Hände der Tänzerin fuhren zuckend hin und her. Dann bäumte sich der Körper auf - und lag still.

Marat erstarrte, aber nur einen Herzschlag lang. Dann sprang er auf und stürmte in großen Sprüngen über die spiralförmige Antigravrampe nach unten.

*

Mit den Ellenbogen kämpfte sich Marat durch den Ring von erschrockenen und neugierigen Menschen hindurch, die die Tanzfläche säumten.

Er beugte sich über die Schönheitstänzerin, blickte ihr in die gebrochenen Augen, sah den dünnen Speichelstrahl der vom linken Mundwinkel über das runde Kinn lief.

Und dann entdeckte er den winzigen roten Punkt unterhalb der Halsgrube.

Er zog sein Jackett aus und legte es über den Oberkörper der Tänzerin. Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er einen brutalen Griff am rechten Oberarm und hörte eine wütende Stimme sagen:

„Was haben Sie hier zu suchen? Treten Sie gefälligst zurück!“

Marat richtete sich vollends auf und sah dem Mann ruhig ins Gesicht. Dann umspannte er dessen Handgelenk, es wirkte ganz harmlos.

Der Mann verzog den Mund zu einem schmerzhaften Stöhnen und ließ sofort los.

Marat wischte flüchtig über seinen Oberarm.

„Ich liebe es nicht, so angefaßt zu werden. Wer sind Sie?“

Der andere hatte sich wieder gefaßt. Seine Augen funkelten drohend, aber er hüttete sich, Marat noch einmal zu nahe zu kommen.

„Das müßte ich Sie fragen, Mister. Ich bin der Hausdetektiv, und ich fordere Sie nochmals auf ...“

Er verstummte, als ihn Marat scharf ansah.

„So, Sie sind der Hausdetektiv. Dann sorgen Sie bitte dafür, daß Miß Arhayha in einen Untersuchungsraum gebracht und ein Toxikologe geholt wird!“

„Was ist passiert?“ dröhnte die Stimme eines weißbekittelten Mannes, der zusammen mit zwei Pflegern und einer Antigravbahre auftauchte.

Marat zog den Arzt beiseite und erklärte ihm das, was er im Augenblick wissen mußte. Der Arzt nickte und überzeugte sich davon, daß Marats Angaben stimmten und die Tänzerin wirklich tot war. Dann ordnete er den Abtransport der Leiche an und bat den Hausdetektiv, für die Beruhigung der aufgebrachten Menschen zu sorgen.

Bevor er den Pflegern folgte, blickte sich Marat im Saal um. Er nahm an, daß Arhayha an einem giftigen Nadlerprojektil gestorben war. Der Schuß mußte von vorn abgegeben worden sein, und der Mörder hatte demnach entweder in der Nähe des Eingangs gestanden oder sich in einer der beiden darüberliegenden Wandnischen verborgen.

Es war natürlich aussichtslos, ihn jetzt finden zu wollen. Die Tat hatte sich zu einer Zeit ereignet, zu der die Kuppel des Weinrestaurants am stärksten besucht war. Der Täter war mit Sicherheit sofort nach dem Schuß verschwunden.

Marat wollte auf den Ausgang zugehen, als sich Miß O'Neill vor ihn stellte. Der Ausdruck ihres hübschen Gesichts zeugte von ehrlich empfundem Entsetzen, und Marat glaubte es ihr.

„Was ist mit ihr?“ fragte sie. „Tot!“ erwiderte Marat betont gleichgültig. „Jemand hat sie mit einem Giftnadler erschossen. Als Angehörige des medizinischen Personals werden Sie sicherlich darüber schweigen“, fügte er lächelnd hinzu.

„Selbstverständlich, Jaguar. Aber ... warum wurde Arhayha erschossen? Was soll das für einen Sinn haben?“ Er zuckte die Schultern. Die gleiche Frage hatte er sich ebenfalls gestellt. Wer immer die Tänzerin ermordete, er hatte für gewisse Kreise sehr unklug gehandelt. Nun würde im Guam-Sanatorium bald nicht nur die Polizei erscheinen, sondern obendrein die Galaktische Abwehr.

Denn Arhayha war eine Agentin von Mercants Organisation gewesen ...

„Ich gehe jetzt in mein Zimmer“, sagte er. „Mir ist der Appetit auf Ferrol-Wein gründlich vergangen.“ Sarah nickte.

„Würden Sie so nett sein und mich vorher in meinem Appartement abliefern, Jaguar? Ich fürchte mich plötzlich, allein durch die vielen leeren Gänge zu gehen.“ Das war eine Bitte, die er als Gentleman sehr schlecht abschlagen konnte. Innerlich fluchte er auf sie, weil sie ihm keine Ausweichmöglichkeit gelassen hatte.

„Selbstverständlich, Sarah.“ Er bot ihr seinen Arm, und sie verließen die Kuppel. Sie redete ununterbrochen auf ihn ein, versuchte herauszubekommen, was er noch über den Tod der Tänzerin wußte. Aber Marat war nicht zum Reden

aufgelegt; außerdem lag ihm das Thema nicht. Er stellte vorsichtig Fragen über Sarahs Beruf. Doch da wurde sie einsilbig.

Vor der Tür zu ihrem Appartement lächelte sie ihn verführerisch an.

„Ich habe noch eine Flasche wunderbaren alten Scotch da. Möchten Sie ein Glas mittrinken, Jaguar?“ Er schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid, Sarah. Ein andermal gern, aber heute habe ich nur einen Wunsch: mich ins Bett zu legen und zu schlafen.“

Plötzlich lag sie an seiner Brust. Sanft schob Marat sie von sich, tätschelte ihr die Wange und flüsterte:

„Wenn es Ihnen recht ist, dann sehen wir uns morgen abend in der Twilight-Bar. Dort gibt es wunderbare Antigravspären, mit denen man eine Reise durch die dunkelsten Schluchten der Tiefen machen kann - natürlich ist alles nur eine ausgezeichnete Illusion, aber es gibt nichts Schöneres im Sanatorium.“

„Wozu sind Sie eigentlich hier?“ fragte Sarah. „Nur, um sich zu amüsieren?“

„Sie haben es erraten“, erwiderte Marat und ging eilig davon. Er wollte sich nicht noch länger aufhalten. Es wurde höchste Zeit, mit McKay zu sprechen. Außerdem mußte er seinen Partner in einer Stunde ablösen. Adams durfte keine Sekunde unbewacht bleiben.

Er fand den Finanzminister des Imperiums im großen Solarium unter der Decke der Hauptkuppel. Adams lag lang ausgestreckt in einer Konturliege und ließ sich von der künstlichen Sonne bräunen.

Marat blickte sich suchend um. Von McKay war nichts zu sehen. Wahrscheinlich beobachtete er seinen Schutzbefohlenen von einer der im Schatten liegenden Nischen aus.

Doch nachdem er ihn auch dort nirgendwo entdecken konnte, wurde Marat unruhig. Es war ausgemacht, daß der jeweilige Bewacher sich niemals von seinem Posten entfernen durfte. Für dringende Fälle gab es die Armbandtelekoms, mit denen sie sich verständigen konnten.

Marat trat in den Schatten einer Nische und schaltete seinen Telekom auf Ruf.

Nachdem sich jedoch McKay auch nach zwei Minuten noch nicht gemeldet hatte, gab es keinen Zweifel mehr daran, daß ihm etwas zugestoßen sein mußte!

3.

Jean-Pierre Marat trat neben Adams Liege.

„Sir ...!“

Adams öffnete die Augen und verzog ärgerlich den Mund, als er Marat erkannte. „Was ist los?“

„Ich vermisste meinen Partner, Sir. Haben Sie eine Ahnung, wo er hingegangen sein könnte?“

Adams verzog sein Gesicht zu einer ironischen Grimasse.

„Wer soll eigentlich auf wen aufpassen, Marat ...?“

„Ich kenne McKay besser als Sie, Sir“, sagte Marat mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Er hätte seinen Posten niemals ohne ungewöhnlich wichtigen Grund verlassen - und er wäre niemals von Ihrer Seite gewichen, ohne mich zuvor zu verständigen.“ Er beugte sich dicht an Adams Ohr. „Vielleicht verstehen Sie mich besser, wenn ich Ihnen verrate, daß vor einer Viertelstunde die Tänzerin Arhayha ermordet wurde ...“

Der Finanzminister zuckte zusammen.

„Ermordet?“ Er richtete sich auf. „Wer hat das getan?“

Nachdenklich musterte Marat die flackernden Lichter im Hintergrund von Adams Augen. War das Furcht? Aber wieso empfand Adams Furcht, wenn eine Person ermordet wurde, die er kaum kannte?

„Wer hat die Tänzerin ermordet?“ wiederholte Adams energischer.

Marat zuckte die Schultern. Dann entschloß er sich, einen Teil des Geheimnisses preiszugeben. Schließlich war Adams ein absolut vertrauenswürdiger Mann!

„Arhayha hieß in Wirklichkeit Dunja Schmidtowa und war Spezialagentin der Galaktischen Abwehr, Sir ...!“

Adams nahm es mit erstaunlicher Beherrschung auf.

„Sie meinen, weil die Tänzerin zur GA gehörte, müssen feindliche Agenten im Spiel sein? Kann es sich nicht einfach um die Handlung eines Eifersüchtigen oder eines Verrückten handeln?“ Er grinste schief. „Wir befinden uns bekanntlich in einem Nervensanatorium.“

Diese Frage hatte sich Marat im stillen selber gestellt. Aber der letzte Rest Wahrscheinlichkeit dafür war verflogen, als er McKays Verschwinden bemerkte. Er sagte es Adams.

Der gedrungene Mann schüttelte den mächtigen Kopf.

„Vielleicht ist McKay der Täter. Ihr Partner verkonsument große Mengen Alkohol. Irgendwann einmal mußte sich das ja auswirken.“ Marat lächelte kalt. „Niemals, Sir.“ Er überlegte und fand die Lösung seines Problems. „Bitte, Sir, kommen Sie mit. Ich muß Ihnen etwas zeigen!“

Er hatte gehofft, Adams würde neugierig genug sein, um das Thema aufzugreifen. Dennoch war er nun überrascht von der Bereitwilligkeit des GCC-Chefs, ihm augenblicklich zu folgen. Immerhin erleichterte das die Durchführung seines Plans, und so nahm er es mit einer gewissen Befriedigung hin.

Er führte Adams zum nächsten Lift. Nach fünf Minuten schnellen Abwärtsgleitens erreichten sie die

Etage des Sanatoriums, in der die Abteilung für Psychoanalyse untergebracht war. Während er den Finanzminister auf ein Transportband dirigierte, dachte er, wie nützlich es doch war, so viele freie Mitarbeiter zu haben wie er. Professor Nowroth war vor zehn Jahren noch Leiter des Psychologischen Dienstes der Galaktischen Abwehr gewesen. Auf diese Art und Weise hatte Marat ihn kennengelernt. Und als er seine Agentur gründete, benötigte er unter anderem einen Psychologen, der ihm seine Testdiagramme auswertete. Professor Nowroth war nicht geneigt gewesen, in die Detektivagentur einzutreten; aber er hatte als freier Mitarbeiter gegen ein angemessenes Honorar die Arbeit des befreundeten Detektivs unterstützt.

Was Marat nun von ihm verlangte, war eine sehr bedenkliche Hilfe. Sie konnte Nowroth die Stellung kosten und ihm außerdem ein Berufsverbot auf Lebenszeit einbringen.

Aber Marat überzeugte ihn mit wenigen, geflüsterten Worten, daß es im Augenblick keine andere Möglichkeit gab, die Sicherheit Adams zu garantieren.

Zwei kräftige Wärter führten den verblüfften Finanzminister des Solaren Imperiums in die Tiefschlafzelle, wo er die TK-Injektion erhielt, bevor er wußte, was man mit ihm vor hatte.

Marat bedankte sich bei Nowroth und versprach dem Psychoanalytiker, den prominenten „Gast“ so bald wie möglich wieder auszulösen.

Dann begab er sich auf die Suche nach McKay.

*

Er fand ihn in ihrem gemeinsamen Appartement.

Roger McKay lag quer über dem Bett und schnarchte, daß der große Spiegel des Kleiderschrances leise klimpte.

Mit wenigen, großen Schritten war Marat bei seinem Partner. Er packte ihn an der verrutschten Krawatte, zog ihn hoch und gab ihm ein paar schallende Ohrfeigen. Dann ließ er ihn aufs Bett zurückfallen.

McKay öffnete die Augen zur Hälfte. Einige Sekunden lang starrte er Marat reglos an, dann war er mit einem Ruck auf den Beinen. Taumelnd tat er einen Schritt nach vorn, stützte sich auf Marats Schulter und schüttelte benommen den Kopf.

„Was ist los, Partner?“ Eine Wolke Alkoholdunst nahm Marat den Atem.

„Das fragst du mich?“ entgegnete er. „Willst du mir nicht lieber erklären, warum du Adams alleingelassen hast?“

McKay zuckte heftig zusammen. Danach fuhr seine Hand nach links, riß das Jackett vom Sessel und fischte den kleinen Strahler aus der Seitentasche.

Anschließend schlüpfte er in die Ärmel und wollte zur Tür eilen.

„Halt!“ rief Marat. „Wo willst du hin?“

McKay wandte sich um und blickte ihn verständnislos an.

„Zu Adams, wohin sonst? Du sagtest doch selbst, daß ...“

„Meinst du, ich wäre hier, wenn sich Adams nicht in Sicherheit befände?“ Barsch fügte er hinzu: „Setz dich, McKay! Und dann berichte mir, wie du in total betrunkenem Zustand hierher gekommen bist!“

Gehorsam ließ McKay sich in dem Sessel nieder. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Eine steile Falte bildete sich über seiner Nasenwurzel.

„Verdammt!“ keuchte er. „Ich weiß genau, daß ich mich nicht betrunken habe. Oder hast du mich schon einmal betrunken gesehen?“

Marat ließ sich auf der Bettkante nieder. Er warf McKay eine Zigarette zu und steckte sich selbst eine an. Nachdenklich sah er zu Boden.

„Das ist es ja, was mich stutzig macht, Großer. Wenn ich tatsächlich der Meinung wäre, du hättest den Finanzminister im Stich gelassen, um dich zu betrinken, dann würde ich dir sofort die Partnerschaft aufzündigen. Es wäre trotzdem gut, wenn du mir alles erzähltest, was du im Solarium getan hast!“

McKay schleuderte seine Zigarette wütend auf den Boden und zertrat sie. Danach stand er auf, wankte ins Bad und stellte das Wasser an. Mit nassem Gesicht kehrte er zurück.

„So, jetzt fühle ich mich schon besser.“ Er grinste flüchtig. „Wenn du glaubst, ich wäre auch nur eine Sekunde von Adams Seite gewichen, dann irrst du dich allerdings. Ich habe die ganze Zeit über in einer Wandnische gesessen, geraucht und mich schrecklich gelangweilt. Dieser Adams dagegen lag faul in seiner Konturliege, sonnte sich und schlief fast die ganze Zeit über.“

Er zupfte sich am rechten Ohrläppchen.

„Einmal kam eine langbeinige Blondine und wollte mit mir anbändeln. Aber Dienst ist Dienst - und Schnaps ist Schnaps sagte ich mir und ignorierte ihre Bemühungen.“ Bedächtig kratzte er sich an der Brust. „Sie revanchierte sich damit, daß sie mir vom Ober einen doppelten Scotch bringen ließ, wohl, um mir ihre Verachtung auszudrücken.“

„Und du hast den Whisky getrunken?“ warf Marat ein. McKay blickte erstaunt hoch.

„Selbstverständlich. Warum nicht?“

„Entschuldige, bitte. Das war natürlich eine dumme Frage. Selbstverständlich hast du dein Glas ausgetrunken. Und danach ...?“

McKay machte ein betroffenes Gesicht.

„Danach ...? Zum Teufel mit diesem Whisky! Er muß ein Betäubungsmittel enthalten haben. Ich habe nicht mehr die geringste Erinnerung an das, was

danach mit mir geschah.“

„An Betäubungsmittel glaube ich nicht“, widersprach Marat. „Eher an eine Droge, die den geistigen Widerstand gegen hypnosuggestive Beeinflussung ausschaltet. Wahrscheinlich hat deine langbeinige Blondine dir Gesellschaft geleistet, nachdem du aufnahmefähig warst. Anschließend wirst du aus eigener Kraft das Solarium verlassen haben. Irgendwann danach hat man dich mit Whisky vollgepumpt und dann in unser Appartement verfrachtet.“

„Hm!“ brummte McKay. „So könnte es sich abgespielt haben. Ich frage mich nur, weshalb man dieses Theater inszenierte. Es dürfte unmöglich sein, Adams aus dem vollbesetzten Solarium heraus zu verschleppen ganz abgesehen davon, daß in der Zwischenzeit ...“, er sah auf seine Uhr, „... kein Duplikat angefertigt werden konnte. Du hast Adams ja angetroffen, als du das Solarium aufsuchtest, nicht wahr?“ Marat nickte.

„Immerhin könnte man das aber vorgehabt haben. Es gibt nämlich eine Parallele zum Verhalten deiner langbeinigen Schönen. Miß O'Neill versuchte vor etwa einer Stunde, mich mit einem recht eindeutigen Angebot davon abzuhalten, dich im Solarium zu besuchen. Wäre ihr das gelungen ...!“

McKay verzog sein Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. „Diese Gefahr hat sicher niemals bestanden, wie ich dich kenne. Außerdem hättest du dich wohl nicht einen ganzen Tag bei Miß O'Neill aufgehalten, und wir beide sind kaum so naiv zu glauben, man könnte einen Mann innerhalb weniger Stunden entführen, unter dem Multiduplikator seine Atomschablone abnehmen, ein Duplikat anfertigen und es zurückbringen. Noch dazu, wo Adams Halbmutant ist und Parafähigkeiten sich nur unter großen Schwierigkeiten duplizieren lassen.“

„Ganz meine Ansicht, Großer. Aber nun etwas anderes!“

Marat berichtete seinem Partner von der Ermordung der Schönheitstänzerin, und da McKay über ihre wahre Identität informiert war, begriff er sofort die Bedeutung dieses Zwischenfalls.

„In welches Wespennest haben wir da nur gestochen?“ sagte er besorgt. „Seit Jahren arbeiten wir für die großen Konzerne der Galaxis, ohne dabei in einen einzigen Mordfall verwickelt zu werden. Und nun ...“ Er nahm seine Finger zu Hilfe und zählte auf: „Vor knapp drei Wochen ermordet man unseren ojunianischen Agenten, entführt man dich, kaum, daß wir auf dem Planeten gelandet sind, überfällt mich, sprengt uns beinahe in die Luft. Dann wird meine Bekannte aus der Hotelbar umgebracht, und nachdem ich sie aus dem Wasser gezogen habe, verschießt man eine tödliche Ladung Gift auf mich. Gangster liefern dir eine mörderische Schlacht, bei

der einige Dutzend unbeteiligte Zivilisten ums Leben kommen - und jetzt, da wir endlich wieder auf der Erde sind, geht der Tanz weiter. Ich frage dich: Was haben wir getan, daß man uns ständig nach dem Leben trachtet?“ Marat lachte leise. „Wir haben die Aufgabe übernommen, den wichtigsten Mann der Wirtschaft des Solaren Imperiums vor den Handlangern der Meister der Insel zu beschützen. Und nach dem, was wir über diese verbrecherische Clique gehört haben, bedeutet ein Menschenleben nichts für sie; es sei denn, es wäre das eigene.“

„Hm!“ brummte McKay unwirsch. „Ich wollte, einer dieser Burschen liefere mir einmal über den Weg; für ein zweites Mal würde ich ihm keine Gelegenheit lassen.“

Er stockte und sah seinen Partner an.

„Hoffentlich ist Adams auch tatsächlich sicher aufgehoben. Alter!“

Marat erhob sich. „Davon werden wir uns jetzt überzeugen, Großer.“

Professor Nowroth sah die beiden Detektive besorgt an.

„Ich hoffe nur. Sie haben gewußt, was Sie taten, Marat! Der Chef der GCC und Finanzminister des Imperiums ist schließlich nicht irgendwer. Wenn er sich nicht besänftigen läßt, dann können Sie und ich unsere Koffer packen und uns dem Kolonialisierungamt als Versuchskarnickel zur Verfügung stellen.“ Marat lachte.

„Sie sehen zu schwarz, Professor. Ich habe meine Befehle vom Großadministrator persönlich erhalten, und Perry Rhodan dürfte in der Lage sein, uns vor der - berechtigten oder unberechtigten Rachsucht Adams zu schützen.“ Er wurde wieder ernst. „Eine Frage, Professor: Haben Sie Adams untersucht?“ Nowroth nickte. „Und ...?“

„Es ist alles in Ordnung, mein lieber Marat. Er trägt seinen Zellaktivator, und die meßbaren Schwingungen entsprechen genau den natürlichen Zellschwingungen des Finanzministers. Damit wäre seine Identität auf die sicherste Weise beweisbar.“ Marat atmete auf.

„Gut! Das ist ausgezeichnet. Nowroth! Zwar glaubte ich ohnehin nicht daran, daß man Adams während McKays Abwesenheit ausgetauscht haben könnte, aber es ist doch eine große Beruhigung, den Beweis dafür zu erhalten. - Ja, wenn es Ihnen recht ist, dann können Sie ihn wieder aufwecken!“

Professor Nowroth lächelte hintergründig.

„Dafür habe ich bereits jemanden vorgesehen, der die ersten Wogen des Zornes besser glätten kann als wir alle zusammen.“

Er drückte die Interkomtaste nieder.

„Schwester Luby! Bitte, kommen Sie herein!“

Eine Viertelminute später trat ein weibliches Wesen ins Zimmer, bei dessen Anblick McKay ein

Ausruf der Bewunderung entfuhr.

Schwester Luby Teschkora war etwa 1,60 Meter groß, schwarzhaarig und bis auf die Stellen, an denen es nicht angebracht war, schlank. Ihr Gesicht war oval, und die gesamte Erscheinung hatte etwas von dem an sich, das keinen richtigen Mann kalt läßt.

Selbst Jean-Pierre Marat, der sich sonst vollendet zu beherrschen verstand, konnte nicht verhindern, daß ein dunkles Leuchten in seine Augen trat.

„Mein Gott! Ist das ein langes Leiden!“ entfuhr es ihr bei McKays Anblick.

McKay war nicht im geringsten beleidigt. Er beugte sich lächelnd zu ihr herab und faßte sie am Kinn.

„Ich bin eben ein richtiger Mann, mein Kind“, flüsterte er.

Luby Teschkora befreite sich mit einem schnellen Griff und lächelte dann amüsiert, weil sich McKay die verbogenen Daumen hielt.

Um Nowroths Augenwinkel zuckte es verdächtig.

„Eigentlich hatte ich Sie aus einem anderen Grund gerufen, Schwester Luby. Mister Marat ist der Ansicht, wir könnten den Finanzminister nun erlösen. Trauen Sie sich zu, ihn von Rachegedanken abzuhalten?“

Bevor Luby antworten konnte, warf Marat ein:

„Ich fürchte, Ihr Plan hat einen Fehler, Professor. Soviel ich gehört habe, interessiert sich Homer G. Adams überhaupt nicht für Frauen.“

„Das ließe sich ändern“, murmelte Schwester Luby. McKay grinste. „Du würdest deine Zeit an einen Stein verschwenden, Mädchen“, grunzte er. „Es haben schon viele Frauen versucht, sich ins Herz dieses einflußreichen Mannes zu drängen; ebenso gut hätten Sie sich bemühen können, einen Regenwurm zum Operettenbuffo auszubilden. Warum probierst du es nicht einmal mit mir?“

„Weil ich mich nicht mit Nilpferden abgebe. Sie eingebildeter Kerl!“ schimpfte Luby.

Lächelnd wandte sie sich an den Professor. „Also, Chef, ich gehe jetzt, ja?“

„Versuchen Sie Ihr Bestes, Luby!“ erwiderte Nowroth. „Von Ihnen hängt eine ganze Menge ab.“ Sie nickte und ging zur Tür. „Wenn er frech wird, rufst du mich, Baby!“ sagte McKay.

Doch da hatte sich die Tür bereits wieder geschlossen.

„Sind alle Ihre Schwestern so hübsch, Professor?“ fragte McKay mitverständnisinnigem Augenzwinkern. Nowroth seufzte tief.

„Sie ändern sich wahrscheinlich nie, McKay! Wann werden Sie einmal begreifen, daß das Universum nicht nur aus Alkohol und Frauen besteht, und, daß es nicht nur für Sie allein existiert?“

„Sie würden niemals von meinem Gesinnungswandel erfahren, Professor!“ knurrte

McKay. „Denn ich ändere mich sicher erst nach meinem Tode.“

Marat zündete sich eine Zigarette an. Er kannte seinen Partner zu gut, als daß er sich in die Diskussion eingelassen hätte. Außerdem wußte er, daß McKay in Wirklichkeit anders war. Gewiß, er ließ keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, aber alle seine Episoden spielten sich nur am Rande ab; sie vermochten ihn nicht von der Erfüllung seiner Pflichten abzuhalten.

Es dauerte fast vierzig Minuten, bevor Luby Teschkora zurückkehrte. Sie sah ihrem Chef mit strahlendem Lächeln entgegen.

„Mister Adams ist jetzt geneigt, die beiden Schnüffler zu empfangen!“ Sie errötete. „Der Ausdruck stammt von ihm, nicht von mir.“

„Und ...?“ fragte Nowroth. Schwester Luby nickte. „Mister Adams hat mich für morgen abend in die Magic Lantern eingeladen.“ Sie warf McKay einen forschenden Blick zu. „Na, was sagen Sie dazu. Sie Monstrum?“ McKay schluckte. Jean-Pierre Marat wölbte die Brauen.

„Wie, er hat tatsächlich auf Sie reagiert. Miß Luby? Das dürfte die größte Sensation des Jahrtausends sein. Adams und Frauen!“

„Nun, er hat sich völlig korrekt benommen“, entgegnete Luby. Mit einem Unterton von Boshaftigkeit fügte sie hinzu: „Wie man es von einem Mann mit Geist nicht anders erwarten kann.“

„Von einem gefühllosen Finanzgenie!“ erwiderte McKay halblaut. Marat grinste. „Ganz so gefühllos scheint er doch nicht zu sein, Partner. Komm, gehen wir! Bringen wir das hinter uns, was erledigt werden muß.“ i Homer G. Adams erwartete sie im Gästezimmer des Professors. Er hatte soeben ein saftiges Steak vertilgt und war nun dabei, eine Tasse Kaffee zu trinken.

„Nehmen Sie Platz!“ Er winkte den beiden Detektiven gutgelaunt zu. Marat stellte fest, daß die bisherige Kur den Nerven des Finanzministers gutgetan hatte. Seine Hände zitterten nur noch geringfügig.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir!“ Marat machte ein schuldbewußtes Gesicht. „Aber ich hatte keine andere Möglichkeit, meinen Partner zu suchen und gleichzeitig Ihre Sicherheit zu garantieren, als Sie in künstlichen Unterkühlungsschlaf versetzen zu lassen. Ich hoffe, Sie sind mir nicht allzu böse deswegen.“

„Warum denn?“ fragte Adams und ließ ein halbes Dutzend Zuckerwürfel in seine Kaffeetasse fallen. „Ich habe mich wunderbar ausgeruht und fühle mich frisch wie noch nie. Allmählich beginnt mich die Monotonie der Kur zu langweilen.“ Er räusperte sich und wechselte rasch das Thema, als er McKays wissenden Blick wahrnahm. „Wo hat sich Ihr Partner denn herumgetrieben, Marat?“

„In unserem Appartement, Sir. Man hatte ihn hypnotisiert und anschließend bis zu den Ohren mit Alkohol vollgepumpt. Ein anderer als McKay wäre daran gestorben. Aber jedenfalls steht es fest, daß man Sie Ihres Schutzes berauben wollte. Haben Sie denn irgend etwas Verdächtiges bemerkt, Sir?“

Homer G. Adams schüttelte stumm den Kopf, während er sich ein Stück Sahnetorte in den Mund stopfte.

„Denken Sie bitte genau nach!“ bat ihn Marat. „Vielleicht fällt Ihnen dann noch etwas ein!“ Adams nickte kauend. „Kann man denn hier auch etwas zu essen bekommen?“ fragte McKay und warf einen sehnsüchtigen Blick auf den Speiseautomaten an der Wand. „Warum nicht“, meinte Marat

„Wir brauchen dem Automaten nur unsere Appartement-Nummer mitzuteilen, damit er alles auf unsere Rechnung setzt.“

„Okay!“ McKay erhob sich und ging zu der Maschine hinüber.

Knapp eine Minute später öffnete sich der Ausgabeschalter. Eine gewaltige Schüssel mit einem guten Dutzend Spiegeleien schob sich heraus, dazu ein Tablett mit einem Zweifund-Brot, Besteck, Kaffee und eine Karaffe Whisky.

Beim Geruch der Eier und des Specks bekam Marat ebenfalls Appetit. Er wählte für sich eine Portion Geflügelleber, gemischten Salat und die zur Zeit so beliebten gerösteten Dwarf-Kartoffeln, die als Folge einer zielgerichteten Züchtung nur erbsengroß waren. Dazu trank er synthetisches Starkbier; echtes Bier wurde kaum noch gebraut, da das synthetische qualitativ besser war.

Marat hatte kaum die Hälfte seiner Portion geschafft, da begann McKay bereits damit, die zweite Schüssel voll Spiegeleier zu verdrücken. Den Kaffee mischte er mit Whisky - fifty-fifty, versteht sich. Nachdem er noch einen dreipfündigen Lachs verspeist und die zweite Karaffe Whisky geleert hatte, gelüstete es McKay nach einer Verdauungszigarette.

Marat grinste innerlich, als er das entsetzte Gesicht des Finanzministers beobachtete.

Nach einiger Zeit blickte Marat ostentativ zur Uhr und räusperte sich. Adams verstand den Wink sofort. Er erhob sich und sagte:

„Ich muß jetzt wieder zur Neurochirurgischen Abteilung, meine Herren. Wer von Ihnen möchte mich begleiten?“

Jean-Pierre Marat überlegte, ob er seinen Partner bitten sollte, im Widerspruch zu ihrem Plan bei dem Finanzminister zu bleiben. Er fürchtete nämlich, McKay würde sonst die freie Zeit nur dazu benutzen. Miß Teschkora den Hof zu machen; und das hätte den GCC-Chef eventuell verschnupfen können. Doch dann entschied er sich doch, den Wachplan genau

einzuhalten, wenn auch teilweise deshalb, weil er sonst keinen freien Abend gehabt hätte.

McKay winkte mit seiner riesigen Hand.

„Also, dann mach's gut, Alter! Ich miete mir eines der kleinen Sport-U-Boote und fische ein wenig.“ Marat atmete auf. Woher hätte er auch wissen sollen, daß sein Partner mit seiner Ankündigung gewissermaßen das Stichwort gegeben hatte für den Beginn einer noch nie da gewesenen Menschenjagd.

*

Die Aufgabe, einen Patienten zu beschützen, der sich einer acht Stunden langen neurochirurgischen Behandlung unterzieht, kann einen Durchschnittsbürger zur Verzweiflung bringen. Jeder Parlamentarier hat es da besser; er nickt einfach ein, ohne von einer Fernsehkamera entdeckt zu werden, denn aus gutem Grund sind in den meisten derartigen „Sitzungen“ die Televisionsgesellschaften ausgeschlossen.

Jean-Pierre Marat durfte nicht schlafen. Obwohl sich sein Schützling unter der Obhut eines fünfköpfigen Ärzteteams befand - ganz zu schweigen von den Kontrollautomatiken - bestand immer die Gefahr eines Überfalls. Und Marat befürchtete, die Gegenseite könnte sich zu einem Mord entschließen, da ihr eine Entführung unmöglich gemacht wurde. Andererseits war er von seiner Dienstzeit bei der Galaktischen Abwehr und seinem Detektivberuf her geduldiges Warten gewohnt, so, daß er im Laufe der Jahre eine durchdachte Taktik entwickelt hatte, die keine allzu große Langeweile aufkommen ließ. Er spielte „Gedankenschach“. Das Schachspiel gehörte zu Marats Hobbies. Er sammelte außerdem Speicherkristalle von berühmten Orchesterkonzerten und schrieb Science-Fiction-Romane. Die beiden zuletzt genannten Hobbies allerdings betrieb er nur in großen zeitlichen Abständen; sein Beruf ließ ihm kaum die nötigste Zeit zur Entspannung. Aber Schach mit einem imaginären Gegner konnte man immer spielen, wenn man ein Könner wie Marat war.

Doch einmal kommt auch für den geduldigsten Mann der Augenblick, in dem ihm seine Stillbeschäftigung zum Hals heraushängt. Bei Marat kam er nach fünf Stunden.

Deshalb war es kein Wunder, daß er die nahende Zerstreuung in Gestalt von Clinton Ferbyd freudig begrüßte. Clinton Ferbyd war Chef der INTERSTELLAR TRADING CORPORATION, jener Handelsgesellschaft, die praktisch den interstellaren Handel beherrschte.

Marat hatte vor zwei Jahren einen sehr heiklen Auftrag für Ferbyd ausgeführt. Aus dieser Zeit kannten sich die beiden Männer, und sie brachten sich Sympathie entgegen.

„Hallo!“ rief Ferbyd erstaunt aus. „Leiden Sie ebenfalls unter der neuen Managerkrankheit, Marat?“

Jean-Pierre Marat lächelte undurchsichtig. Offiziell weilten sein Partner und er im Guam-Sanatorium, um sich zu erholen und Unterwasserjagd zu betreiben. Einem Mann wie Clinton Ferbyd würden sie jedoch kaum Sand in die Augen streuen können, jedenfalls nicht für längere Zeit. Dennoch durfte Marat nichts über seinen Auftrag verraten; er war zu strengster Geheimhaltung verpflichtet worden.

„Nicht direkt“, wich er aus. „McKay und ich sind zur prophylaktischen Behandlung hier. Man muß ab und zu etwas für seine Nerven tun. Und Sie, Ferbyd?“

Der Geschäftsmann zuckte die Schultern.

„Wie man es nimmt. Ich hatte vor drei Monaten einen schweren Nervenzusammenbruch, war fast vier Wochen hier in klinischer Behandlung. Seitdem komme ich regelmäßig jeden Monat für zwei oder drei Tage hierher, um einem Rückfall vorzubeugen. Ich freue mich. Sie hier anzutreffen. Wie wäre es mit einer gemeinsamen Tiefseejagd?“

„McKay ist draußen, soviel ich weiß“, entgegnete Marat. „Schade, wenn Sie einige Stunden früher aufgetaucht wären ...“

„Und Sie? Hier ist doch die Abteilung für Neurochirurgie? Was machen Sie eigentlich hier, wenn Sie nur zur Prophylaxe da sind?“ Sein Gesicht wirkte mißtrauisch.

Marat sah ein, daß er Ferbyd einen Wink geben mußte, damit ihn der Geschäftsmann nicht unbewußt verriet. Er deutete mit dem Daumen zur Tür.

„Homer G. Adams ist dort drin. Ich warte auf ihn, damit er sich nicht so einsam fühlt, wenn er herauskommt.“ Ferbyd grinste verstehend. „Ist der alte Fuchs nun also auch in den Kreis Ihrer Klienten aufgenommen worden?“ Marat nickte. „Aber nichts verraten, Ferbyd. Adams legt größten Wert auf Diskretion!“

„Aber selbstverständlich, Marat! Ich werde schweigen wie ein Grab.“

Marat dachte flüchtig daran, daß Ferbyd wahrscheinlich ein Grab sicher wäre, wenn er nicht schwieg und dadurch die Gegenseite auf seine Person aufmerksam machte.

„Vergessen Sie es nicht!“ mahnte er deshalb. „Was suchen Sie eigentlich hier? Man sollte meinen, für Sie wäre ebenfalls die Prophylaktische Abteilung zuständig!“

„Genau! Aber ich sprach mit einer jungen, hübschen Ärztin. Und Miß O'Neill verriet mir, daß Sie im Sanatorium weilen und wahrscheinlich hier oben zu finden wären. Nun, diese Gelegenheit durfte ich mir ja nicht entgehen lassen.“

„Allerdings nicht“, entgegnete Marat mißmutig

und fragte sich, woher Miß O'Neill seinen derzeitigen Aufenthaltsort kannte. Er hatte ihr jedenfalls nichts von seinem Auftrag verraten.

„Trinken Sie einen Whisky mit mir?“ fragte Ferbyd.

Marat sah das Lauern in den Augen des anderen und wußte, daß Ferbyd ihn nur aushorchen wollte. Er lachte amüsiert.

„Natürlich. Aber Sie müssen ihn schon hier servieren lassen. Ich finde es so gemütlich in dem Wartezimmer ...“

„Schon gut, schon gut!“ knurrte Ferbyd ärgerlich. Er zog eine Schachtel aus seiner Rocktasche und ließ ein Bündel glitzernder Eyniwene-Karten in die hohle Hand gleiten. „Machen wir ein Spielchen?“

Dazu war Marat nur zu gern bereit. Während er dem anderen Symbole beschrieb und dabei beobachtete, wie die „angesprochenen“ Karten aus Ferbyds Hand fielen, mußte er an die Eyniwene denken, ein uraltes Volk auf einem kalten Planeten im Vorfeld der Galaxis etwa in der Mitte der Strecke, die zwischen dem galaktischen Randgebiet und dem Kugelhaufen M-13 lag. Die Eyniwene verfügten über kein einziges Raumschiff, obwohl ihre Technik so hochentwickelt war, wie eine Technik nur sein konnte. Doch sie benutzten sie nur dazu einen bescheidenen Lebensstandard zu erhalten, ohne selbst arbeiten zu müssen; ansonsten beschäftigten sie sich mit der Erforschung des Geistes. Terranische Raumfahrer hatten von ihnen gelernt, wie man mit den Eyniwene-Karten umging, und das Spiel auch zur Erde gebracht. Es war nur mit äußerster geistiger Konzentration zu spielen, denn die Kartensymbole mußten ganz eindeutig beschrieben werden, damit die entsprechenden Karten spielbereit wurden. Es galt als erwiesen, daß hierbei parapsychische und paraphysikalische Vorgänge eine Rolle spielten, aber mehr hatten selbst die besten terranischen Parapsychologen nicht darüber herausbekommen. Marat ahnte, daß es besser so war für die Menschheit; kannte man nämlich das Geheimnis der Karten, dann würde wahrscheinlich jeder Mensch in der Lage sein, mit ihrer Hilfe telekinetische und teleportative Geistesströme zu erzeugen und vielleicht auch die Gedanken seiner Mitmenschen zu lesen. Auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe aber mußte das zur Katastrophe führen. Die wenigsten Menschen waren reif für eine solche Macht, und das würde sich in den nächsten hunderttausend Jahren nur unwesentlich ändern.

Beim Eyniwene-Spiel verging die Zeit wie im Fluge, und Marat sah überrascht auf, als Homer G. Adams wieder aus der Tür trat.

Der Finanzminister begrüßte Clinton Ferbyd freudig überrascht. Diese beiden Männer hatten sehr viel miteinander zu tun, wenn sich Ferbyds Stellung

natürlich auch nicht mit der Adams vergleichen ließ; dazu war die Lebensspanne eines Sterblichen zu kurz.

Zusammen mit Jean-Pierre Marat begaben sich die beiden Geschäftsleute in einen der zahlreichen Unterhaltungsräume. Sie ließen sich einen kleinen Imbiß servieren und spielten bis in den Mittag hinein Eyniwene. Dann äußerte Adams die Absicht, ins Bett zu gehen. Der Finanzminister hatte sich von Anfang an nicht an die normalen Tageszeiten gehalten; aber im Tiefseesanatorium war das die Regel: Es gab weder Sonnenauf- noch - Untergang, und wer schlafen wollte, löschte einfach das Licht in seinem Appartement.

Marat war froh über Adams Entschluß. Er fühlte sich wie zerschlagen und schlief, kaum, daß er die positronische Sicherheitsanlage in Adams Appartement eingeschaltet und sich in seinem daneben liegenden Appartement ins Bett gelegt hatte.

4.

Marat erwachte davon, daß etwas Feuchtes und Kaltes sein Gesicht berührte.

Mit einem Satz schnellte er sich aus dem Bett.

Vor ihm stand McKay und hielt ein gepanzertes Meerestier in der Hand. McKay lachte.

„Ich dachte schon, du wolltest die ganze Nacht verschlafen, Alter. Das nennt man einen bequemen Job, bei dem man sich im Bett wälzen darf!“

Marat wischte sich die Feuchtigkeit aus dem Gesicht und gähnte. Er ging nicht auf die Anspielung seines Partners ein, weil er wußte, wie sie gemeint war. Statt dessen musterte er interessiert das Tier.

Er kannte sich einigermaßen in der Tiefseeflora aus, aber das, was McKay da in der Hand hielt, war ihm dennoch bisher nie begegnet. Es sah fast aus wie eine meterlange Seeschildkröte, aber der glatte, gewölbte Panzer leuchtete in stahlblauem Licht, die Beine endeten in tellergroßen, schwarzen Tatzen, und der Kopf war dreieckig wie ein Keil. Das Tier lebte noch, denn es strampelte ab und zu mit den Beinen und schwang mit seinem langen, röhrenförmigen Schwanz heftig hin und her. Er schüttelte den Kopf.

„Wo hast du dieses Monstrum aufgegabelt, McKay?“

Sein Partner blickte ihn mit gespielter Entrüstung an.

„Sag mal, leidest du unter Amnesie? Ich hatte dir doch erzählt, daß ich auf Unterwasserjagd gehen wollte.“

Marat winkte unwirsch ab. „Machst du dir eigentlich eine Vorstellung von dem Druck, der in einer Wassertiefe von 9230 Metern herrscht. Weißt du, welchen Innendruck An Lebewesen entwickeln muß, um nicht zu einem zweidimensionalen Fragment zerquetscht zu werden? Und du bringst es

hier herein, wo gerade etwas mehr als eine Atmosphäre Druck herrscht - und es lebt weiter ...!“

„Hm! Rund eintausendundvierzig Kilopond auf den Quadratzentimeter muß das Panzertier aushalten. In unserer normalen Atmosphäre hätte es sofort zerplatzen müssen wie ein Luftballon im Vakuum. Aber vielleicht enthält es ein Organ zur Innendruckregelung?“

Er ließ das Meerestier fallen. Es kroch sofort davon und verschwand unter Marats Bett.

„Was soll das?“ schimpfte Marat. „Ich halte es für ungesund, mit einem solchen Ungeheuer in ein- und demselben Zimmer zu schlafen. Bring es in die Meereskundliche Abteilung. Die können es in ein Hochdruck-Aquarium setzen!“

„Ich wollte es eigentlich dressieren“, gab McKay zurück. Er grinste und kroch dem Tier nach.

Plötzlich kam er wieder hervor, schneller, als er unter das Bett gelangt war.

„Sie ist weg! Durch den Boden gegangen!“

Im nächsten Augenblick lag Marat unter seinem Bett und starre verständnislos auf das ovale Loch im Boden. Das Tier hatte tatsächlich das Metallplastik so mühelos durchtrennt, als wäre es Butter.

Er kroch zurück und starre seinen Partner verblüfft an.

„Bist du dir auch im klaren darüber, McKay, daß das Ding dich ebenso leicht hätte zerschneiden können wie das Metallplastik?“

McKay erbleichte. „Beim Jupiter! Daran hatte ich nicht gedacht. Aber wenn es so ist, kann meine Ludmilla ebenso leicht durch die Außenwandung des Sanatoriums! Wir müssen sie unbedingt wieder einfangen, bevor ein Unglück geschieht!“

Marat war schon an der Tür. Doch ehe sie sich öffnen konnte, kehrte er wieder um.

„Ich bleibe hier bei Adams. Sieh zu, daß du deine Ludmilla einfängst, ohne eine Panik hervorzurufen. Und sage den Leuten von der Meereskundlichen, sie sollen das Monstrum in einen Behälter aus molekülverdichtetem Terkonit stecken. Eine solche Wandung dürfte selbst Ludmilla nicht zerstören können.“ McKay verschwand. Marat wanderte beunruhigt im Zimmer hin und her. Er hatte erkannt, daß selbst der Mensch des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts seine Welt noch nicht richtig kannte; vor allem die tiefsten Meerestiefen bargen anscheinend noch genügend unbekannte Wunder. Und einige davon konnten durchaus gefährlich werden, selbst dem Metallplastik der heutigen Zeit. Das größte Wunder, so erkannte er im nächsten Augenblick, lag aber darin, daß Ludmilla keine Skrupel kannte, totes Material zu zerstören, wohl aber McKay geschont hatte, obwohl das die Freiheit kostete.

*

Zwar hatte Marat nicht erwartet, daß es beim Einfangen Ludmillas unüberwindbare Schwierigkeiten geben würde, aber er staunte doch, als McKay bereits nach fünfzehn Minuten zurückkehrte und meldete, er habe das Tier in die Obhut der Meereskundlichen Abteilung übergeben. Marat nickte und sagte sehr nachdenklich:

„Das nächstmal wirst du hoffentlich nicht wieder etwas anfassen, was du nicht kennst.“ Er lächelte. „Und nun darfst du mich ablösen. Ich bade jetzt und gehe dann in die Twilight-Bar.“ Er sah auf seine Uhr. „Miß O'Neill wird zwar schon warten, aber das soll sie ruhig.“ McKay riß die Augen auf. „Du läßt sie warten? Du, der du angeblich die beste Kinderstube des bekannten Universums hast?“

„Manchmal soll es nützlich sein, die gute Erziehung zu vergessen. Großer.“ Marat nickte dem Partner freundlich zu und begab sich ins Badezimmer.

Nach einer ausgiebigen heißen Dusche und nachdem die Heißluftdüsen des Antigrav-Trockners seine Haut gerötet hatten, zog Jean-Pierre Marat sich um. Er wählte für den heutigen Abend den futuristisch zugeschnittenen Anzug aus violettem Helldor-Bodenrochen-Leder, ein Material, das trotz seiner großen Festigkeit so dünn wie Naturseide war und von dem der Meter rund zweitausend Solar kostete. Ein auf Vibratorbasis ins Leder eingepreßtes Netz aus hauchdünnen Semibimetallfäden gab dem violetten Leder einen metallischen Glanz - und zusätzlich verlieh es dem Träger Schutz vor Energiebeschuß oder Projektilen, sobald er den dazugehörigen Körperfeldgenerator einschaltete. Die eingearbeiteten Kragenenden wurden durch eine breite Kette aus molekulär verdichtetem Terkonit zusammengehalten, und in den steifen, brillanten geschmückten Ärmelmanschetten verbargen sich außer einem Telekom und einem Abhörgerät noch einige andere Requisiten der modernen Detektivausrüstung. Die schwarzen Halbschuhe bestanden aus dem Leder venusischer Flugechsen und vervollständigten das Bild des terranischen Lebemannes, wie ihn sich naive Gemüter vorstellten.

Nicht ohne Grund hatte Marat diesen Anzug gewählt. Das weit fallende Jackett bot ihm die Möglichkeit, außer einem flachen Schockblaster einen mittelschweren Impulsstrahler unauffällig an seinem Körper unterzubringen. Die Energieversorgungsanlage für seinen Körperschirm und sein Antigrav-Fluggerät waren in dem verborgenen breiten Gürtel untergebracht.

Hätte jemand den Detektiv nach dem Grund dafür gefragt, aus dem er diese umfangreiche Ausrüstung

wählte, er wäre nicht in der Lage gewesen, darauf eine befriedigende Antwort zu geben. Es war mehr eine alte Gewohnheit, die ihn so handeln ließ.

Es war fast 21.00 Uhr, als Marat die Twilight-Bar betrat. Zwar bedeutete diese Zeit für normale Bars erst den Beginn des Abends, aber im Guam-Sanatorium herrschten andere Zeitbegriffe, und die Direktion war bemüht, ihren finanzkräftigen Patienten den Aufenthalt so bequem und angenehm wie möglich zu gestalten. Darum arbeiteten, die verschiedenen Amüsierbetriebe durchgehend in drei Schichten, und es konnte geschehen, daß bereits am Mittag die ersten angetrunkenen Gäste höflich, aber bestimmt von Dienstrobotern nach Hause begleitet wurden.

Marat kam gerade zum Ende eines recht frivolen Schönheitstanzen zurecht, und er fragte sich kopfschüttelnd, warum in aller Welt sich derartige Darbietungen seit Jahrtausenden gleich geblieben waren. Man hätte meinen sollen, im fünfundzwanzigsten Jahrhundert würde es sinnvollere Zerstreuungen oder zumindest solche mit hohem Niveau geben.

Er seufzte, als nach dem Verschwinden der beiden Tänzerinnen eine Damenkapelle in altgriechischen Kostümen auf die Tanzfläche stürmte. Die blitzenden Panzer und Kammhelme nahmen sich grotesk aus in Verbindung mit Jazztrompeten, Saxophonen und Querflöten. Sein Abscheu hielt jedoch nur solange an, bis er merkte, daß das Ganze eine Parodie auf die ewig junge Vorliebe der Militärs für schneidige, von niedrigen Instinkten durchpulste Marschmusik darstellen sollte. Das versöhnte ihn wieder mit dem vorangegangenen Teil des Programms.

Während er in den Applaus der übrigen Gäste einfiel, sank eine schillernde Energiesphäre neben ihm zu Boden. Eine Lücke entstand in der Hülle, und eine bekannte Stimme forderte ihn zum Einsteigen auf.

Mit strahlendem Lächeln begrüßte Marat die Gehirnspezialistin.

„Ich dachte schon. Sie hätten unsere Verabredung vergessen“, sagte Sarah mit leichtem Vorwurf. Marat küßte ihr galant die Hand. „Wie könnte ein Mann eine Verabredung mit Ihnen vergessen, Sarah. Es tut mir schrecklich leid, daß ich aufgehalten worden bin, aber es gibt eben Dinge, die erledigt werden müssen.“

Sarah O'Neill schaltete das Schwebeprogramm der Sphäre wieder ein. Sie lächelte und drohte ihm mit dem Finger.

„Ihr Männer seid doch alle gleich. Ihr beteuert in einem Atemzug eure Liebe und denkt gleichzeitig nur an eure Geschäfte.“

Marat schluckte. Wie kam die Ärztin darauf, er würde auch nur entfernt daran denken, ihr eine

Liebeserklärung zu machen! Er verbesserte sich gleich darauf: Selbstverständlich war das nicht Sarahs Ernst gewesen. Die Frau beabsichtigte etwas ganz anderes, als ihn für ein Abenteuer zu engagieren. Aber er ließ sich diese Überlegungen nicht anmerken. Adams würde nicht mehr lange schlafen, und Marat hatte nicht vergessen, daß der Finanzminister mit Schwester Luby eine Verabredung getroffen hatte. „Wie gefällt es Ihnen hier, Sarah?“ fragte er mit einem Unterton von Überdruß. „Hätten Sie nicht Lust, mit mir ein anderes Etablissement aufzusuchen?“

Sie schauspielert vorzüglich, dachte er, als Miß O'Neill errötete.

„Ich meine nicht etwa Ihr Appartement!“ fügte er brutal hinzu. „Aber es wird erzählt, daß das beste Programm von allen in der Magie Lantern geboten würde. Wir wäre es damit?“ Sarah nickte heftig. „Davon habe ich auch schon gehört, Jaguar. Aber ...“, sie erschauerte, und Marat hätte nicht sagen können, ob das echt oder gespielt war, „... man arbeitet dort mit paraphysikalischen und parapsychischen Effekten. Es soll eine gruselige Angelegenheit sein.“ Marat lachte. „Ich wollte schon immer das Gruseln lernen, Sarah. Also: Wie ist es?“

Sarah O'Neill stimmte seinem Vorschlag zu, wie er es nicht anders erwartet hatte. Eine halbe Stunde später befanden sie sich an der höchsten Stelle des Hauptgebäudes, nur durch eine transparente Panzerplastwand von der Tiefsee getrennt.

Der erste Eindruck konnte bei Durchschnittsmenschen ohne weiteres Platzangst hervorrufen, stellte Marat nach einem kurzen Rundblick fest. Infrarotscheinwerfer erhellten die Tiefsee und erlaubten eine Sicht bis zu rund tausend Metern Entfernung. Bizarre Lebewesen bewegten sich vor der Panzerwand auf und ab. Sie wurden durch die Infrarotstrahlung angelockt wie die Motten vom Licht. Mit den bekannten Arten hatten die Tiefseebewohner nicht viel gemein. Ihre Körperperformen waren geprägt von den ungeheuren Druckverhältnissen in dieser Tiefe und einem diesen Verhältnissen und der Finsternis angepaßten erbarmungslosen Daseinskampf. Riesige Mäuler täuschten oft einen ebenso riesigen Leib vor; aber sehr oft war das Maul der größte Körperteil, bis auf wenige Ausnahmen, die zum überwiegenden Teil aus aufgeblähtem Magen bestanden.

Jean-Pierre Marat war die skurrilsten Lebensformen gewöhnt. Deshalb beobachtete er die Bewohner der Tiefsee nur mit mildem Interesse. Viel mehr dagegen interessierte ihn das, was man nicht sehen konnte, da es durch viele Hunderte von Metern Ablagerungen dem Auge verborgen war: die Oberfläche des versunkenen Erdteils Lemuria ...

Er schloß die Augen, während der

halbkugelförmige Raum plötzlich in ein Antigravfeld gehüllt wurde und die leuchtenden Sphärenlogen in ungeordnetem Tanz durcheinanderwirbelten. Sarah O'Neill preßte seinen Arm. Sie starre erschrocken auf den Boden, der unvermittelt zur Decke geworden war und in der nächsten Sekunde seine ursprüngliche Funktion zurückhielt. Marat lächelte.

„Keine Sorge, Sarah. Wir sind schwerelos, und unsere Sphären ebenfalls. Unter diesen Umständen ist das Verhalten der Logen nur natürlich. Passen Sie einmal auf, bitte!“

Er lehnte sich ruckartig in seinen Kontursessel. Sofort drehte sich die Sphäre nach hinten weg, und man erhielt den Eindruck, als huschten Wände, Decke und Boden in einer kreisenden Bewegung draußen vorüber. Der Eindruck wurde noch stärker, wenn der Blick auf die nackten Felswände des Tiefseegrabens fiel, die gerade noch an der Grenze der Sichtbarkeit lagen. Hier gab es keinen Pflanzenwuchs, die Täler und Ebenen der Tiefsee glichen darin den ehemals großen Wüstengebieten der Oberfläche. Aber vor einiger Zeit hatte der Mensch begonnen, die Flora des Meeres zu beeinflussen. Im weniger abgeschwächten Bereich der Infrarotstrahlen rings um die Hauptkuppel des Sanatoriums hatten sich mutierte Gewächse der küstennahen Gewässer angesiedelt. Diese künstlichen Pflanzengärten waren zwar erst sehr spärlich besetzt - immer wieder gingen ganze Neuanpflanzungen ein, weil sie sich dem Druck nicht voll anpassen konnten aber in fünfzig Jahren vielleicht würde es hier unten paradiesisch aussehen.

Unvermittelt setzte die volle Schwerkraft wieder ein. Gleichzeitig damit wurde die Programmsteuerung der Antigravosphären aktiviert, und die Umwelt erhielt ihr normales Aussehen zurück.

Miß O'Neill dagegen tat, als hätte sie nichts davon gemerkt, Sie umklammerte Marat noch immer und preßte sich fester an ihn.

Er atmete auf, als er einen Grund fand, sie höflich zurückzuschieben, ohne sie zu beleidigen. Eine der Wandöffnungen, in der Funktionsweise einer Blendenlamelle gleichend, spie eine neue Sphärenloge aus. Durch die blasenartige Hülle hindurch waren die beiden Insassen gut zu sehen: Luby Teschkora und Homer G. Adams.

Wie zu erwarten, löste sich aus der Öffnung daneben eine zweite Sphäre und hielt sich über der des GCC-Chefs. McKay war auf dem Posten. Und neben McKay saß der Chef der Interstellar Trading Corporation, Clinton Ferbyd.

„Gestatten Sie, daß ich unsere Sphäre für kurze Zeit in Manuellsteuerung übernehme, Sarah?“ fragte Marat. „Dort drüben kommt ein Freund von mir, und ich möchte etwas mit ihm besprechen.“

Sarah O'Neill nickte; doch dann entdeckte sie Roger McKay, und ihre Augen bekamen einen starren Ausdruck.

Jean-Pierre Marat war befriedigt. Für einige Zeit würde er Ruhe vor dieser lebenslustigen Ärztin haben, mit der etwas nicht stimmen konnte.

*

Am nächsten Morgen erwachte Marat durch das Summen des Visiphons. Verschlafen drückte er auf die Aktivierungsleiste neben seinem Bett. Doch im nächsten Augenblick war er hellwach.

Von der kreisrunden Bildfläche herab sahen ihn die rötlichen Albinoaugen Atlans ironisch an.

„Verzeihung, Sir!“ sagte Marat hastig. „Ich werde mich rasch anziehen und dann ...“

„Sie brauchen sich wirklich nicht zu entschuldigen, Marat“, entgegnete der Arkonide lächelnd. „Ich habe schon von der willkürlichen Tageseinteilung hier gehört.“

Erst jetzt ging es dem Detektiv auf, daß Atlan ja durch das Visiphon sprach, dem Kommunikationsmittel, das innerhalb des Sanatoriums verwendet wurde. Die mehr als neuntausend Meter starke Wasserschicht über dem Kuppelkomplex erforderte für die Verbindung mit der Außenwelt lasergeleitete Telekomimpulse oder überlichtschnell arbeitende Hyperkoms. Folglich befand sich der Lordadmiral persönlich im Sanatorium.

Diese Erkenntnis mußte sich auf Marats Gesicht widergespiegelt haben, denn der Arkonide nickte bestätigend. „Sie haben es erfaßt, mein lieber Marat. Die Sorge um den Finanzminister des Imperiums trieb mich hierher. Wie geht es unserem Genie?“

Marat konnte ein spöttisches Grinsen nicht ganz unterdrücken. Bevor Atlan, dessen Augenbrauen sich bereits mißtrauisch wölbten, nach dem Grund dafür zu fragen vermochte, antwortete der Detektiv rasch:

„Oh, es geht ihm schon bedeutend besser, Sir!“ In Gedanken setzte er hinzu: So gut, daß er plötzlich Interesse an Frauen zeigt. „Warum besuchen Sie ihn nicht einfach?“

„Was haben Sie gegen mich?“ fragte Atlan mit verdächtigem Zucken um die Augenwinkel. „Warum möchten Sie mich beseitigen?“

Marat starrte den Lordadmiral sekundenlang verblüfft an, dann begann er laut zu lachen.

„Ich verstehne, Sir! Sie meinen die Sicherungsvorkehrungen, die ich getroffen habe, um Mister Adams vor unliebsamen Besuchern zu schützen! Davor brauchen Sie keine Angst zu haben; Sie würden zwar nicht in Adams Appartement hineinkommen, aber es gibt keine tödlichen Energieschranken. Wir Weltraumdetektive haben

humanere Methoden, einen Klienten zu beschützen. - Aber wenn Sie inzwischen in mein Appartement hereinkommen wollen, Sir! Ich ziehe mir nur schnell etwas über.“

Atlan nickte. Eine Minute später summte der Türmelder. Marat hatte in der Zwischenzeit seinen Morgenmantel angezogen und sich die Haare gekämmt. Er führte den Chef der United Stars Organisation und Freund der Menschheit durch die geräumige Diele in den luxuriös ausgestatteten Wohnraum.

Atlan schmunzelte, als Marat die Tür zum Schlafraum öffnete und aus der Richtung des Badezimmers lauter Gesang erscholl. „McKay!“ rief Marat. Der Gesang brach ab. Kurz darauf erschien Roger McKay in der offenen Badezimmertür. Er winkte grüßend, als er den Lordadmiral entdeckte, und es schien ihm dabei nicht das geringste auszumachen, daß er splitternackt war. „Ich komme sofort!“

„Wenn Sie gestatten, möchte ich mich ebenfalls richtig anziehen!“ sagte Marat. „Ich nehme an, daß Sie mit Mister Adams und uns zusammen konferieren wollen.“

„Ja, bitte!“ erwiderte Atlan. „Lassen Sie sich ruhig Zeit, Marat. Ich bin, glaube ich, auch ein wenig erholungsbedürftig. Oben geht alles drunter und drüber.“ Er sah Marats fragendes Gesicht und fügte hinzu: „Aber davon nachher. Ziehen Sie sich erst einmal an.“

Innerhalb von fünf Minuten war Jean-Pierre Marat fertig. Er trug jetzt eine samtblaue Plastikhose und dazu ein weißes, über den Gürtel herabfallendes Hemd ohne Knöpfe und Kragen. Die Bräune seiner Haut kontrastierte angenehm dazu.

Roger McKay dagegen trug nur eine lendenfreie, scharlachrote Lederhose und eine mit Metallplatten besetzte gelbe Weste. Er schüttelte dem Lordadmiral die Hand. Dann kratzte er ausgiebig seine stark behaarte Brust, lächelte verlegen und meinte:

„Wenn ich Ihnen einen Whisky anbieten darf, Sir ...“ Atlan schüttelte den Kopf. „Fruchtsaft, bitte. Ich trinke am helllichten Tag keinen Alkohol. Aber wenn Sie Appetit auf Whisky haben, bitte ...!“

„Appetit ...?“ fragte McKay vorwurfsvoll. „Einen mörderischen Durst habe ich, Sir.“ Atlan schluckte hörbar. „Und dagegen soll hochprozentiger Alkohol gut sein?“ fragte er zweifelnd.

„Feuer wird am besten mit Feuer bekämpft“, entgegnete McKay würdevoll. „Was ein richtiger Mann ist ...“ Er brachte es fertig, zu erröten. „Verzeihung, Sir. Ich wollte Sie nicht beleidigen.“

„Das können Sie auch gar nicht“, erwiderte Atlan mit säuerlichem Lächeln.

Marat ließ sich ihm gegenüber nieder und setzte ein Tablett mit duftendem Mokka ab.

„Lassen Sie sich von diesem Burschen nicht ärgern, Sir“, sagte er entschuldigend. „McKay gehört zu den Leuten, die sich nicht wohlfühlen, wenn ihre Mitmenschen ihnen Sympathie entgegenbringen - ausgenommen die Frauen, natürlich. Ansonsten aber ...“, er überzeugte sich davon, daß sein Partner nicht mithörte, „.... ist er mein bester Mann. Wenn es brenzlig wird, kann man sich hundertprozentig auf ihn verlassen.“

„Ich kenne diese Typen“, meinte Atlan halbwegs versöhnt. „Aber bleiben wir beim Thema, Marat. Berichten Sie mir bitte über die Fortschritte, die Adams Gesundheitszustand macht.“

Nachdem Marat seinen Bericht beendet hatte, sah der Lordadmiral schon viel zufriedener drein.

„Das freut mich wirklich. Aber die Zwischenfälle geben mir zu denken. Sehen Sie einen Sinn darin, die getarnte Agentin des Abwehrdienstes zu ermorden und Ihren Partner befristet auszuschalten?“ Marat schüttelte den Kopf. „Ich wollte, ich würde hinter den Sinn dieser Aktionen kommen, Sir. Wenn ich mir die Sache so überlege, als gehöre ich zur Gegenseite, dann komme ich zu dem Ergebnis, daß die beiden Aktionen mir nur geschadet haben könnten. Wenn es jemand auf die Person Adams abgesehen hat, dann wird er uns doch nicht durch einige laienhafte Zwischenfälle erst auf sich aufmerksam machen!“

Lordadmiral Atlan schwieg einige Minuten. Sein Gesicht hatte sich verdüstert, und er starrte vor sich auf den Boden. Als er wieder aufsah, glaubte Marat aufkeimendes Mißtrauen in den Augen Atlans zu entdecken. Der Detektiv besaß genügend Menschenkenntnis, um seiner Sache sicher zu sein.

Aber die Frage lautete: Wem mißtraute Atlan ...?

*

Eine halbe Stunde später erschien der Finanzminister in Marats Appartement. Er schien glänzender Laune zu sein. Er ließ sich von Atlan berichten, was im Solaren Imperium vor sich ging. Es sah nicht gut aus.

Am II. Dezember waren überall auf der Erde und den anderen Imperiumswelten staatliche Kontrollkonten eingerichtet worden. Damit hatten die einfachen Bürger und Geschäftsleute die Garantie, daß ihre Verdienste auch bei der später vielleicht notwendigen Währungsreform nicht entwertet werden konnten.

Doch das Kardinalproblem war damit längst nicht gelöst. Immer noch strömte Falschgeld aus unauffindbaren Kanälen in die Kassen, ein Falschgeld, das im Grunde genommen qualitativ ebenso echt war wie die vom Staat ausgegebenen Banknoten. Selbst mit den besten Untersuchungsmethoden ließ es sich vom

Originalgeld nicht unterscheiden; nur die Kontrolle der Seriennummern brachte überhaupt Aufschluß darüber, daß und wieviel Falschgeld sich im Umlauf befand.

Der Galaktische Handel des Solaren Imperiums war auf die Stufe von Kompensationsgeschäften herabgesunken, da keine der Fremdrassen bereit war, terranische Banknoten anzunehmen.

Immerhin war es gelungen, die solare Industrie vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Die Werke waren wenigstens in der Lage, ihre Arbeiter und Angestellten zu bezahlen, indem sie die Gehalter auf die staatlichen Kontrollkonten bargeldlos überwiesen, von wo dann die Auszahlung einer begrenzten Summe erfolgte. Der Staat hatte dennoch überall Schulden machen müssen, bei Zulieferbetrieben, bei den Endfertigungswerken, ja selbst bei den privaten Supermärkten, die nur deshalb noch Waren verkauften, weil man ihnen als Gegenwerte so reale Dinge wie staatliche Aktien und hyperkomprimierte Katalysemetalle bot. Das alles entsprach natürlich einem totalen Ausverkauf aller staatlichen Reserven, und nach einer endgültigen Stabilisierung der Währung würde es wohl ein ganzes Jahrhundert dauern, bis der Staat seine Verluste wieder ausgeglichen hätte.

„Die gewaltigsten Materialschlachten der letzten Jahrhunderte“, schloß Atlan, „haben das Imperium nicht annähernd so stark zur Ader gelassen wie diese Invasion der Blüten.“ Sein Gesicht wirkte plötzlich unendlich müde und verfallen. „Praktisch hat unsere gesamte bisherige politisch-militärische Konzeption den Todesstoß erhalten; niemand wird in Zukunft mehr glauben, daß eine gigantische Flotte und die furchtbarsten Vernichtungswaffen allein ein Sternenimperium zu schützen vermögen.“

Jean-Pierre Marat nickte bejahend. Er kannte den Lordadmiral gut genug, daß er sich eine Vorstellung von dessen Gefühlen machen konnte. Der Arkonide war immer für eine starke militärische Macht gewesen. Er repräsentierte eine militaristisch-reaktionäre Epoche, die den Krieg als eine lediglich härtere Methode der Diplomatie ansah und sich an Zahlen über vernichtete feindliche Raumschiffe, eliminierte Stützpunkte und eroberte Sonnensysteme berauschte.

Diese Zeit war offenbar vorbei. Zum mindesten sah es so aus, als hätte die Falschgeldoffensive der Meister der Insel die entscheidenden Persönlichkeiten der Menschheit zum Umdenken gezwungen. Marat hoffte nur, die neue Denkart würde auch erhalten bleiben, wenn man die gegenwärtige Krise überwunden hatte.

Homer G. Adams hörte sich die Ausführungen des Lordadmirals mit ausdruckslosem Gesicht an. Als Atlan geendet hatte, stützte er die Ellenbogen auf den

Tisch und preßte die Fingerspitzen gegeneinander.

„Sie möchten mich gern wieder auf meinem Platz sehen, Atlan, nicht wahr?“ fragte er.

„Allerdings“, erwiderte Atlan, „aber andererseits legen wir keinen Wert auf die Rückkehr eines nicht vollständig genesenen Finanzministers. Mit anderen Worten: Ich wollte mich überzeugen, ob Sie sich auf dem Weg der Genesung befinden.“

„Ich denke schon“, meinte Adams. „Der bekannteste Spezialist für Psychovegetative Neurochirurgie behandelt mich täglich acht Stunden lang. Mir kommt es vor, als baute man Leib und Seele von innen heraus vollkommen neu auf. Mit von innen heraus meine ich vom Gehirn her; jede einzelne Nervenzelle wird systematisch aufgefrischt. Sie werden sehen, Atlan: Wenn ich meinen Dienst wieder antrete, dann holen wir alle finanziellen Verluste innerhalb eines Jahres wieder auf.“

Lordadmiral Atlan sagte nichts dazu. Er teilte Adams Optimismus durchaus nicht; eine derartig umfassende Wirtschafts- und Finanzkatastrophe wie die gegenwärtige hinterließ Spuren, die sich nicht in wenigen Jahren tilgen lassen würden.

Er erhob sich und reichte Adams die Hand.

„Wir sehen uns später noch einmal. Ich bleibe den ganzen Tag hier unten. Bis dahin wünsche ich Ihnen weiter gute Besserung.“

Als Atlan das Appartementverlassen hatte, gab Marat seinem Partner einen unauffälligen Wink.

Roger McKay wußte, was zu tun war. Er folgte dem USO-Chef unauffällig, so unauffällig, daß er nach fünf Minuten von zwei unbekannten Männern in die Mitte genommen und in ein leerstehendes Appartement bugsiert wurde. Nachdem sie sich gegenseitig vorgestellt hatten, durfte McKay wieder gehen.

„Alles in Ordnung“, meldete er kurz darauf seinem Chef und Partner. „Atlan hat einige seiner fähigsten USO-Männer mitgebracht. Um ein Haar wäre ich unter dem Psychodetektor gelandet. Wir brauchen uns nicht um seine Sicherheit zu kümmern.“

Marat atmete auf; Adams dagegen zog ein verdrießliches Gesicht. Es schien dem Finanzminister nicht zu behagen, daß es im Sanatorium nun von den verschiedensten Agenten der verschiedensten Seiten wimmelte. Er erhob sich abrupt. Einige Sekunden lang musterte er Marat, dann verzog sich sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln.

„Heute sind Sie wieder an der Reihe, mich zu bewachen, nicht wahr?“

Marat bestätigte. Er wartete gespannt darauf, welchen Vorschlag ihm Adams unterbreiten wollte.

„Dann folgen Sie mir bitte“, erklärte Adams. „Zeigen Sie mir eines der kleinen Jagd-Unterseeboote. Ich möchte auch gern einmal auf Unterwasserjagd gehen wie Ihr Partner.“

Jean-Pierre Marat überlegte und wog das Für und Wider von Adams Absicht gegeneinander ab. Er kam zu dem Schluß, daß er dem mächtigen GCC-Chef nicht verbieten konnte, sich mit der Unterwasserjagd zu beschäftigen; ganz abgesehen davon, daß eine solche Beschäftigung sich erwiesenermaßen günstig auf den Heilungsverlauf bei neurovegetativen Störungen auszuwirken pflegte.

„Einverstanden, Sir“, sagte er ruhig. „Bitte, folgen Sie mir!“

*

Atlan war nicht nur Adams wegen gekommen. Er hatte in den letzten Tagen viele Stunden lang mit Perry Rhodans Wirtschafts- und Finanzberatern konferiert und sich erstmals selbst in wirtschaftspolitischer Hinsicht engagiert. Dabei ergab sich die Notwendigkeit, mit einem bedeutenden Mann zu sprechen, der ebenfalls im Guam-Sanatorium weilte.

Er traf Clinton Ferbyd in den unterseeischen Kuppelgärten. Der Chef der ITC schwamm mit drei jungen Damen in einem der zahlreichen Schwimmbecken und amüsierte sich offensichtlich ausgezeichnet. Atlan ließ sich auf einer Polsterbank in der Nähe des Beckens nieder, lauschte dem Gesang der Vögel, atmete den lang entbehrten Duft sonnenwarmen Grases ein und merkte nicht, daß ihn die Müdigkeit mit Macht überwältigte.

Als er erwachte, standen die drei jungen Damen aus dem Schwimmbecken vor ihm. Sie trugen knappe Badeanzüge und schienen sich köstlich zu amüsieren. Erst nach einigen Sekunden merkte der Lordadmiral, wer die Ursache ihrer Heiterkeit war.

„Wenn er keinen Männeranzug trüge“, kicherte die kleinste der drei, „dann könnte man glauben, eine Frau vor sich zu haben.“

„Meine Güte“, seufzte die zweite, „diese langen Haare, und noch dazu gebleicht. Und seine Augen sind so rot wie die eines Arkoniden.“

„Früher gab es Beatles“, meinte die dritte, „diese Burschen trugen das Haar ebenso lang.“ Sie setzte sich auf die Kante der Bank und griff Atlan ungeniert ins Haar. „Bist du ein Beatle, Kleiner?“

Bis zu dieser Stelle hatte Atlan sich an der Naivität der drei Schönen ergötzt. Aber das Wort „Kleiner“ brachte ihn jählings in Wut. So hatte ihn noch niemand zu nennen gewagt.

Er hob den Arm, um die allzu Zudringliche von der Bank zu stoßen. Doch dann überlegte er es sich anders. Er umfaßte das Mädchen, hob es mühelos auf und lief mit ihr zum Wasserbecken. In hohem Schwung beförderte er es in das nasse Element zurück.

„Kraft hat der Junge, das muß ihm der Neid

„, bemerkte eine andere.

Atlan wandte sich nach ihr um. Sein Gesicht mußte etwas von dem Zorn gezeigt haben, der ihn übermannte, denn die beiden erblaßten plötzlich und liefen davon. Hinter der unfreiwillig ins Wasser gesprungenen Dame, die sich an der Leiter des Bassins hochzog, tauchte Ferbyds Kopf auf.

„Wo ist der junge Mann, der dich ...?“

Clinton Ferbyd erstarrte. Sein Mund stand offen, und die Augen wurden immer größer.

Das Bild reizte den Lordadmiral so stark zum Lachen, daß sein Zorn wieder verflog.

„Kommen Sie heraus, Ferbyd!“ rief er. „Ich habe Angst, Sie schlagen sonst Wurzeln.“

Clinton Ferbyd erwachte ruckhaft zum Leben. Er schubste seine übriggebliebene Gespielin zur Seite, so, daß sie erneut ins Wasser plumpste, dann kletterte er an Land.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir“, sagte er hastig. „Haben sich die Mädchen sehr ungebührlich betragen? Dann würde ich ihnen nämlich eigenhändig den Hintern versohlen.“

„Den ...?“ Atlan bemühte sich, nicht intolerant zu wirken. Dennoch empfand er es als Verstoß gegen die guten Sitten, daß ein Mann wie Ferbyd sich nicht scheute, als Verheirateter mit drei jungen Damen zu flirten, die sich wenig damenhaft aufführten.

Scheinbar unmotiviert überzog ein breites Grinsen das Gesicht des ITC-Chefs.

„Meine Töchter Anyra, Mondy und Apiora, Sir. Hatten Sie etwas anderes gedacht?“

Jetzt war es an Atlan, förmlich zu einer Säule zu erstarren.

„Ich fürchte, nun muß ich mich entschuldigen“, murmelte er betraten. „Ich hatte Sie in einem häßlichen Verdacht.“

Ferbyd lächelte. „Dann steht es unentschieden, Sir. Ich bin froh, daß es so ist. Dennoch haben sich meine Töchter nicht gerade damenhaft aufgeführt. Nun, in jungen Jahren hat man andere Auffassungen von Konventionen als im gereiften Alter. Was haben sie denn mit Ihnen angestellt?“

„Sie nannten mich einen Beatle wegen meiner langen Haare. Ich gestehe, daß ich schockiert war. Zu dieser Zeit, ich meine zu der Zeit, als auf der Erde die Beatles in Mode waren, befand ich mich nicht im Tiefschlaf. Es ist mir also bekannt, was für Narren ...“

„Nicht so voreilig, Sir!“ warnte Ferbyd ernst. „Die ehemaligen Beatles können Sie nicht verstehen, weil Sie damals schon ein uralter Mann waren, was Ihre Erfahrungen betrifft. Aber lassen Sie sich von mir sagen, daß ich persönlich große Achtung vor jungen Leuten dieser Art empfinde; sie erkannten damals keine der reaktionären Traditionen mehr an, und damit haben sie viel dazu beigetragen, die

Menschheit zu einen. - Übrigens gibt es heute Parallelen dazu. Ich möchte nur The Monsters erwähnen; sie nennen sich Unmenschen, weil sie damit gegen die militaristische Politik des Imperiums protestieren wollen, und ihre Songs werden auf allen von Menschen bewohnten Planeten gesungen.“

Atlan wölbte ärgerlich die Brauen. „Und Sie finden das richtig, Ferbyd? Sie als interstellarer Geschäftsmann sollten doch wissen, daß ...“

Er stockte. Die Schlußfolgerung kam ihm wieder zu Bewußtsein, die er aus der Wirtschaftskatastrophe des Imperiums gezogen hatte.

„Vielleicht ist doch etwas an diesen jungen Leuten. Ich gebe Ihnen nur zu bedenken, daß es unser aller Untergang bedeutete, wenn die Menschen nicht bereit wären, für die Sicherheit des Imperiums zu kämpfen.“

„Das brauchen Sie bei uns Menschen wohl niemals zu fürchten, Sir“, entgegnete Ferbyd lächelnd. „Die Monsters sind für eine Expansion der Menschheit; sie wollen nur nicht, daß physische Waffen dort eingesetzt werden, wo mit geistigen Waffen mehr zu erreichen ist - und das trifft auf die meisten Auseinandersetzungen zu!“

Ferbyds Stimme war hart geworden. Atlan erkannte, daß er in dem Chef der ITC einen Mann vor sich hatte, der der Politik des Imperiums eines Tages die entscheidende Wende geben konnte - und, so merkwürdig das klingen mochte - er war froh darüber.

„Ich wollte eigentlich über ein anderes Thema mit Ihnen sprechen“, erklärte er. „Wann sind Sie soweit?“ Clinton Ferbyd sah auf seine Uhr. „Ich müßte jetzt eigentlich erst zur Behandlung, Sir. Wenn es Ihnen recht ist treffen wir uns gegen dreizehn Uhr in China-Restaurant. Dort ist man preiswert und sehr gut.“ Der Lordadmiral nickte. „Also, um dreizehn Uhr im China-Restaurant!“

5.

Das Schott schlug dumpf hallend in die Hermetikdichtung. Aus den Wanddüsen schossen armdicke Wasserstrahlen und erzeugten beim Auftreffen auf die Wandung des Kleinst-U-Bootes donnernde Geräusche.

Jean-Pierre Marat saß auf dem weich gepolsterten Kontursitz vor dem Steuerpult in der Zentrale. Er erklärte dem neben ihm sitzenden Homer G. Adams die Bedienung der unkomplizierten Steuerung.

„Mit Unterseebooten der früheren Jahrhunderte haben diese kleinen Zweisitzer kaum noch etwas gemein. Sie sind speziell für die Operation von Tiefseebasen aus konstruiert und im besonderen Fall der Tiefseejagdboote sogar von Laien relativ einfach zu bedienen.“

Er drückte eine rot leuchtende Schaltplatte. Das Rot verwandelte sich von einem Augenblick zum anderen in ein kräftig strahlendes Grün.

„Solange das grüne Licht brennt, brauchen Sie überhaupt nicht in die Steuerung einzugreifen“, erläuterte er. „Eine positronisch gesteuerte Vollautomatik verfolgt den einprogrammierten Kurs; und Sie brauchen den Kurs nicht einmal selbst zu programmieren. Das Sanatorium verfügt über rund zwanzigtausend verschiedene Programmfolien.“

Er lächelte verächtlich, weil das, was er nun sagen mußte, seiner Meinung nach die Grenze zur Dekadenz bereits überschritten.

„Falls Sie die Absicht haben, ein bestimmtes Tiefseetier zu schießen, dann tippen Sie bitte den Namen des Tieres in den Eingabesektor; das ist unkompliziert, weil die Tastatur der einer Schreibmaschine gleicht. Eine Übersicht über die Tierwelt der Tiefsee finden Sie im Jagdkatalog.“

Er schaltete den Katalog ein und beobachtete gemeinsam mit Adams, wie auf einer Bildscheibe die dreidimensionalen, bunten Projektionen von Meerestieren erschienen. Zugleich damit erschien unter dem Bild der Name des Tieres.

„Ich tippe jetzt den Namen Lamprotoxus flagellibarba gigantea in den Eingabesektor. Das ist ein Tier, von dem man noch bis vor einem Jahr nur die kleinere Art kannte. Im Unterschied zum gewöhnlichen Lamprotoxus flagellibarba, der nur bis zu zwanzig Zentimeter lang wird, erreicht die Gigantea-Art eine Länge bis zu neunzig Metern. Wir könnten mit unserem Dwarf-Boot ohne weiteres das riesige Maul des Tieres passieren.“

Marat tippte sehr schnell; er konnte mit derartigen Geräten ausgezeichnet umgehen.

Ein dreimaliges Summen und ein grüner Punkt neben der Abbildung des Lamprotoxus war das Zeichen für die erfolgte Programmierung. „Von nun an“, erklärte Marat weiter, während sich die Schleusen öffneten und der zwölf Meter lange und vier Meter durchmessende Schiffskörper hinausschoß, „steuert die Positronik die Du-J-009 selbständig auf einen Kurs, der wiederum zu einem der Orte führt, an dem die laufend operierenden Beobachtungssonden in den letzten Tagen einen Lamprotoxus ausmachen konnten. Dort beginnt dann die Suche nach Sonar, Ultraviolett, Objektscanner und Lockspeiseprojektor. Sobald ein Lamprotoxus geortet wird, steuert die Du-J-009 selbständig die Beute an und lahmt sie mit einem Narkosestrahler posbischer Konstruktion. Der tapfere Unterwasserjäger darf dann wählen, ob er sie mit der Schockharpune, mit einem Minitorpedo oder mit einem Feldnetz fangen beziehungsweise erledigen möchte.“

„Warum so zynisch?“ fragte Adams. „Alle diese Möglichkeiten dienen doch nur der Sicherheit des

Menschen!“

„Der Sicherheit von Schlächtern, wollten Sie sicher sagen, Mister Adams!“ entfuhr es Marat impulsiv. „Ich persönlich bin der Meinung, man sollte nur solchen Menschen die Unterwasserjagd erlauben, die gewillt und fähig sind, ihre Beute auf waidmännische Art zu jagen.“

„Okay!“ erwiederte Adams. „Dann erklären Sie mir bitte, was Sie unter einer waidmännischen Jagd verstehen!“

Marats Gesicht leuchtete auf. Er schaltete die Steuerautomatik aus und aktivierte die Manuellschaltungen. Unterdessen hatte das Boot die freie See gewonnen und befand sich etwa sechshundert Meter von der Basis entfernt.

Marat schaltete den Impulsantrieb ein. Der schlanke, an den Seiten wie eingedrückt wirkende Körper aus molekülverdichtetem Terkonitstahl schoß vorwärts und beschleunigte innerhalb einer Minute auf zweihundertfünfzig Stundenkilometer. Bizarre Felsformationen tauchten auf und verschwanden wieder aus dem Blickfeld. Silbrig glänzende oder bläulich leuchtende Fischschwärme huschten über die Bildflächen der kleinen Panoramaanlage.

Plötzlich begann ein Suchgerät zu ticken. Auf einem kreisrunden Schirm bildete sich die Silhouette eines grün, gelb und rot leuchtenden Fischkörpers ab. Ein riesiges Maul mit dolchartigen, langen Zähnen wurde sichtbar. Es pflügte mitten durch einen Schwarm Laternenfische und verschlang, was es erreichen konnte.

„Ist das ...?“ begann Adams und stockte wieder. Marat lachte trocken. „Ein Gigant-Lamprotoxus, jawohl!“ Er las die Maße ab. „Allerdings erreicht er nicht die maximal mögliche Länge, aber fünfundvierzig Meter sind auch nicht zu verachten.“

Er bremste ab, als die Entfernung nur noch einen halben Kilometer betrug. In einer weiten Kurve schwang das Boot um die Beute herum. Die Abbildung wurde klarer. Deutlich waren die viele Meter langen Kopfflossen zu sehen. Sie erinnerten an die rückgebildeten Vorderbeine von Seelöwen.

In etwa hundert Metern Entfernung vom Lamprotoxus senkte sich das Boot nahezu lautlos auf den Meeresboden und versank in einer Wolke aufgewühlten Schlicks. Als der Schlamm sich verzog, ragte nur noch der flache Turm hervor.

„Er kommt hierher!“ stöhnte Adams gepreßt. Marat nickte zufrieden. „Natürlich, Sir. Der Lamprotoxus hat uns ausgemacht. Da er viel größer ist als unser kleines Boot, und zudem augenblicklich nur der Turm aus dem Boden ragt, fühlt er sich überlegen. Ich muß mich beeilen, sonst komme ich nicht mehr hinaus.“

Schnell entledigte sich Marat seines Umhangs. Er stieg in einen der beiden Anzüge aus geschmeidigem

Spunplastik und verschloß den Druckhelm.

„Selbstverständlich würde der Anzug mich nicht vor dem Zerquetschwerden bewahren, wenn er nicht einen Mikro-Feldgenerator enthielte, der eine Energiesphäre aufbauen kann. Das Problem bei der Tiefseejagd ist nur ...“, er griff nach dem langen Schaft der Elektroschockharpune, „... Antrieb, Sphäre und Waffe so zu dirigieren, daß sie zusammenarbeiten. Eine einzige falsche Schaltung, und die Harpune bricht mitten im Energieschirm ab. Dann bin ich waffenlos. Oder der Fisch versetzt mir einen solchen Schlag mit der Schwanzflosse, daß die Sphäre zusammengedrückt wird. In einem solchen Fall darf ich froh sein, wenn ich mit Knochenbrüchen davonkomme. - So, das wäre es. Ich gehe nun nach draußen, Sir!“

Er glitt durch die Röhre des Turmes nach oben. In der Abschußkammer aktivierte er die Energiesphäre, während parallel dazu der Druck innerhalb der Kammer auf einen Wert gesteigert wurde, der rund zehn Atmosphären über dem des umgebenden Wassers lag.

Dann erfolgte der Abschuß. Mit einer Anfangsgeschwindigkeit von rund hundert Stundenkilometern wurde Marat nach draußen geschleudert. Der ungeheure Wasserdruk bremste ihn jedoch sehr rasch wieder ab.

Als er stillstand, befand sich Marat etwa achtzig Meter über dem Kopf des Tiefseeungeheuers.

Der Lamprotoxus schwebte dicht neben dem Turm des Dwarf-Bootes. Er wedelte mit seinen Kopfflossen und legte nach und nach das Deck frei. Dann wartete er einige Minuten reglos. Plötzlich fuhr der Kopf des Fisches mit der Gewalt eines Dampfhammers auf den Turm herab.

Jean-Pierre Marat erschrak, als sich das Boot nach Backbord neigte. Er hatte dem Finanzminister nichts über die Manuellsteuerung beigebracht. Wenn Adams in der Zentrale dort unten den Kopf verlor, konnte das größte Unglück geschehen. Es gab für Marat von außen her keine Möglichkeit, anzugreifen. Er war praktisch nichts als ein ausgesperrter Passagier, und ohne Adams Willen oder Können würde er nie mehr hineinkommen.

Mit einer Verwünschung auf den Lippen steuerte er seine Sphäre tiefer. Der Mündungsschaft der Elektroharpune ragte aus der Varioöffnung des Energieschirmes heraus und wies auf den Nacken des Lamprotoxus.

Das Tier führte einen neuen Angriff gegen den Bootsturm. Marat beobachtete, wie eine ausgefahrene Sonde abbrach - und sie bestand aus Terkonitstahl!

Gerade als der Detektiv den Zeigefinger um den Abzug der Waffe krümmte, wechselte der Lamprotoxus die Stellung. Fast spielerisch elegant schwang der lange Leib herum. Das grünelbe

Leuchten der Oberseite wurde intensiver. Nicht weniger elegant wirkte die Bewegung der großen Schwanzflossen.

Marat fühlte, wie der Angstschnaib über seine Stirn rann. Der Schlag des Schwanzes hatte den Turm getroffen, und als sich der Schlamm legte, war von den Bootsaufbauten nichts mehr zu sehen.

Nun konnte er nicht mehr auf den günstigsten Augenblick warten!

Marat löste eine Salve von zwölf Elektroschockprojektilen aus. Er versuchte, das blau umrandete, rote Auge des Tieres zu treffen, konnte aber nicht mehr ausmachen, ob es ihm gelang.

Der Lamprotoxus wirbelte in einer fließenden Bewegung herum. Die Flossen peitschten erneut Schlick auf. Dann floh das Tier und verschwand im Gewirr einer nahen Schlucht.

Überhastet tauchte Marat in den aufgewirbelten Schlamm ein. Seine Ortungsgeräte tasteten nach dem Boot - und fanden es nicht. Fassungslos registrierte er diese Tatsache. Er hatte zwar befürchtet, ein beschädigtes und manövrierunfähiges Boot aufzufinden, nicht jedoch eine leere Stelle auf dem Meeresgrund!

In seiner Verzweiflung entsann er sich des Sperrkanals, dessen sich Agenten der Galaktischen Abwehr und der USO zu bedienen pflegten, wenn sie bei einer Aktion zusammenarbeiteten. Atlan befand sich im Guam-Sanatorium, und es war anzunehmen, daß mindestens einer seiner Leibwächter ständig den betreffenden Sperrkanal überwachte.

Jean-Pierre Marat justierte seinen Telekom ein und begann zu rufen.

*

Eine Stunde zuvor hatten Lordadmiral Atlan und Clinton Ferbyd sich im China-Restaurant des Sanatoriums getroffen ... Während die beiden Männer auf die bestellten Speisen und Getränke warteten, berichtete Atlan kurz von den Maßnahmen, die die Administration des Imperiums in Kürze treffen wollte, um eine weitgehende Währungsstabilität zu erreichen.

Ferbyd hörte interessiert zu. Er war von der Rolle, die die Administration ihm zugeschrieben hatte, nicht gerade begeistert, aber Clinton gehörte zu den wenigen erfolgreichen Großunternehmern, die sich neben ihrer Geschäftstüchtigkeit auch noch einen gewissen Idealismus bewahrt hatten. Und aus diesem Grund stimmte er zu.

Als dann das Essen kam, speisten die Männer schweigend. Ferbyd gab sich dem Genuss der chinesischen Spezialitäten voll hin; er besaß die Fähigkeit, abzuschalten. Lordadmiral Atlan dagegen stocherte lustlos mit den Eßstäbchen in den

Leckerbissen herum und sehnte das Ende der Mahlzeit herbei.

Endlich tauchte Ferbyd seine Fingerspitzen in die Schüssel mit warmem Wasser und ließ sich die Hände von einem Bedienungsroboter abtrocknen. Eine bezaubernd schöne Eurasierin servierte gewärmten Sake und lange, grüne Zigaretten, die mit einem harmlosen Stimulans getränkt waren. Doch sowohl Atlan wie auch Ferbyd winkten ab. Sie konnten bei geschäftlichen Besprechungen so etwas nicht gebrauchen.

Clinton Ferbyd lächelte hintergründig, als sich die Eurasierin entfernt hatte.

„Ich glaube, Mister Adams hält sich öfters hier auf und läßt sich diese Zigaretten geben ...!“

Atlan setzte seine Reisweinschale ab und blickte auf.

„Adams ...? Wie kommen Sie darauf?“

Ferbyd beugte sich über den Tisch, so, daß sein Mund näher an Atlans Ohr kam, und flüsterte hinter vorgehaltener Hand:

„Im Vertrauen gesagt, der Finanzminister hat mich gestern abend schockiert. Schwebt er doch mit einer bildhübschen Krankenschwester durch die mehr oder weniger dunklen Hallen der Magie Lantern. Ich glaubte zuerst an einen Zufall, denn schließlich ist es in meinen Kreisen kein Geheimnis, daß sich Adams überhaupt nicht für Frauen interessiert. Doch Mister McKay, der mich in die Magic Lantern eingeladen hatte, überzeugte mich davon, daß der alte Schwerenöter tatsächlich hinter Schwester Luby Teschkora her ist.“

Atlan erleichterte. Seine Hände umklammerten die Tischkante so stark, daß ein Stück des Plastikmaterials abbrach. Die Augen glänzten plötzlich feucht, bei Arkoniden stets ein Zeichen starker Erregung.

„Irren Sie sich auch nicht, Ferbyd?“ Seine Stimme klang heiser.

Clinton sah den Lordadmiral verblüfft an.

„Nein, sicher nicht. Adams gibt sich zwar große Mühe, seine Gefühle hinter der Maske platonischer Freundschaft zu verbergen, aber für jemanden, der sich in dieser Beziehung auskennt, liegt sein Begehrn reichlich offen zutage.“

Atlan erhob sich. Die Sake-Karaffe stürzte um, und ein Roboter eilte herbei und hob sie auf.

Mit langen Schritten war der USO-Chef in der Visiphonzelle. Doch er wählte keine Nummer, sondern zog einen Telekom aus der Tasche und schaltete das Bildsprechgerät ein.

Nach wenigen Sekunden meldete sich einer seiner Leute.

„Wo befindet sich Adams?“ fragte Atlan.

„Er hat sich vor etwa einer halben Stunde zusammen mit Marat zur Bootsstation begeben.

Soviel ich von dort erfahren konnte, wollen die beiden sich ein Sport-U-Boot mieten und Tiefseefischerei betreiben.“

Atlan hätte keine alarmierendere Antwort erhalten können.

„Lassen Sie sofort ein zweites Boot für mich startklar machen!“ befahl er. „Ich komme hinunter zu Ihnen.“

Zehn Minuten später schwamm DU-J-008 in der Flutschleuse. In der Zentrale des Bootes saßen Atlan und ein USO-Major in Zivil.

Die Verfolgung gestaltete sich leichter, als Atlan vermutet hatte. Jedes Sportboot trug einen Peilzeichengeber an Bord, mit dessen Hilfe die jeweilige Position sehr genau ermittelt werden konnte, auch die der 009.

Der Lordadmiral steuerte selbst. Mit maximaler Beschleunigung stieß das Unterseeboot in die finsternen Schluchten der Tiefsee vor, umrundete Felsbarrieren, glitt durch natürlich entstandene Tunnels und schoß kurz darauf dicht über der Schlammdecke einer trostlos öden Ebene dahin.

Laut Peilzeichengeber war Adams Boot nur noch zwölf Kilometer weit entfernt.

Plötzlich summte Atlans Taschentelekom in einem ganz bestimmten Rhythmus. Den Arkoniden fröstelte es. Dieser Rhythmus gehörte zum Sperrkanal der USO-Spezial-Agenten und bedeutete höchste Dringlichkeits- und Geheimhaltungsstufe.

Er schaltete das Gerät ein und blickte im nächsten Augenblick in Marats starres Gesicht.

„Hier Atlan. Was ist los, Marat? Befinden Sie sich in Adams Boot?“

„Eben nicht, Sir“, gab Marat zurück. „Ich wollte einen Lamprotoxus jagen und verlor dabei das Schiff aus der Ortung. Hoffentlich ist Adams nichts zugestoßen!“

„Wir werden Sie in etwa vier Minuten erreichen“, erwiderte Atlan. „Bleiben Sie inzwischen, wo Sie sind. Wieso, meinen Sie, könnte Adams etwas zugestoßen sein?“

„Der Lamprotoxus hat das Boot attackiert, Sir. Es schlug um und verschwand im Schlick. Es kann doch nicht mehr als hundert Meter eingesunken sein, nicht innerhalb von wenigen Sekunden!“

„Wenn es der Teufel will, ist alles möglich, Marat. Aber sagen Sie mir, bei allen Sternengöttern meiner Ahnen, was ist ein Lamprotoxus und wieso kann überhaupt etwas das U-Boot umkippen?“ Marat erklärte es. Atlan schüttelte den Kopf. „Seltsame Ideen hat unser Finanzminister. Erst bricht er aus seinem selbstgefertigten Käfig der Eunuchenhaftigkeit aus, dann begibt er sich auf die Jagd nach Meeresungeheuern. Ich bin gespannt, was als nächstes passiert!“

Er sagte es voller Ingramm. Aber die nächste

Sekunde brachte dennoch eine völlig unerwartete Meldung.

Das Boot Adams war wieder aufgetaucht und näherte sich von Südwesten her der Position des Detektivs. Adams rief bereits über Telekom nach Marat und behauptete, er wäre infolge einiger Schaltungen abgetrieben worden.

In diesem Augenblick wurde der USO-Chef zum eiskalt berechnenden Menschenjäger. Er wußte, gegen Adams Behauptungen gab es keine Beweise. Er mußte sie schlucken oder auf eine bessere Gelegenheit warten.

Atlan bewies, daß er innerhalb von Sekunden Entschlüsse von großer Tragweite fassen konnte.

„Steigen Sie wieder in Ihr Boot, sobald es auftaucht, Marat!“ befahl er hastig. „Machen Sie Adams keine Vorwürfe, sondern entschuldigen Sie sich. Er soll annehmen, daß Sie ihm alles glauben, was er sagt. Und ... erwähnen Sie weder etwas von unserem Sperrkanalgespräch noch davon, daß ich Ihnen überhaupt nachgefahren bin. Klar?“

„Ich verstehe, Sir!“ entgegnete Marat. Er verstand zwar längst nicht alles, aber er erkannte in Atlan den überlegenen Taktiker an, dessen Befehle man auch befolgen sollte, wenn sie einem nicht so recht einleuchteten.

Während Adams seinen Beschützer wieder übernahm, wendete Atlan sein U-Boot und jagte es mit höchster Geschwindigkeit den Weg zurück. Noch während dieser Fahrt justierte er den Minikom, den er im Gürtel trug. Der Minikom war ein Hyperfunkgerät in Miniaturbauweise und funktionierte ebenso wie jeder große Hyperkom. Dementsprechend erreichte der Alarmruf das gemischte Bereitschaftskommando der Abwehr im gleichen Augenblick, in dem er ausgestrahlt wurde.

Ein lange vorbereitetes Netz wurde ausgeworfen ...

*

Atlan wurde bereits erwartet. Als er das Gleiterfeld des U-Boot-Hafens der Marianeninsel Guam betrat, öffnete sich der Boden vor ihm, und für den Bruchteil einer Sekunde glaubte der Lordadmiral, mitten in die Hölle zu schauen.

Im Notarztgleiter der Hafenwache kam er wieder zu sich. Er benötigte einige Minuten, um seine Kräfte zu sammeln. Während dieser Zeit ließ er sich von einem seiner Begleiter, der neben ihm lag, berichten.

Was er hörte, stimmte ihn nicht optimistischer. Vier Mann seiner insgesamt sechs Mann starken Begleitung waren durch die Explosion getötet worden; einer lag verletzt neben ihm, und der zweite Überlebende saß mit einer Gehirnerschütterung in der Fahrerkanzel des Notarztgleiters. Bisher war noch nicht bekannt, wie es dem Gegner gelungen war,

konventionellen Sprengstoff unter dem Plastikbelag des Gleiterfeldes anzubringen. Da wegen Adams Anwesenheit im Guam-Sanatorium und Atlans Besuch die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt worden waren, hatte niemand die Chance gehabt, von oben an das Gleiterfeld heranzukommen. Eine Sprengladung konnte nur von unten plaziert werden sein!

Als der Gleiter vor der Hafenklinik anhielt, stand Atlan auf. Den heftig protestierenden Notarzt schob er einfach beiseite. Er fühlte sich stark genug, seine Arbeit wieder aufzunehmen; sein Zellaktivator hatte die Erholungszeit außerdem auf ein Minimum verkürzt. Nur der linke Ellenbogen, an dem ihn ein Plastiksplinter getroffen hatte, schmerzte noch und ließ sich kaum bewegen.

„Gute Besserung!“ sagte er zu dem Verwundeten. Dann winkte er dem USO-Offizier neben dem Gleiterpiloten. „Beschaffen Sie ein Fahrzeug für uns. Wir müssen so schnell wie möglich nach Terrania zurück.“

Innerhalb von sechs Minuten war ein Gleiter zur Stelle. Es handelte sich um das Privatfahrzeug des diensthabenden Notarztes. Atlan versprach, den Wagen vom Raumhafen zurückzuschicken. Dann warf er sich neben seinem Begleiter in den Beifahrersitz und befahl: „Ab!“

Er betrat die Space-Jet in der Sekunde, für die der Start geplant gewesen war. Durch den Zwischenfall auf dem Gleiterfeld gab es insgesamt eine halbe Minute Verzögerung. Im Vergleich zu dem, was der Gegner beabsichtigt hatte, eine Lappalie.

Während des Fluges erreichte den Lordadmiral eine Nachricht der Untersuchungskommission, die das Attentat aufklären sollte. Der Leiter meldete, daß die Sprengladung mit einem ferngesteuerten „Maulwurf“ unter den Belag des Gleiterfeldes praktiziert worden war. Der in steilem Winkel verlaufende Bohrschacht konnte bis in achthundert Meter Tiefe verfolgt werden, dann versperren die Trümmer einer anderen Sprengung den Sonden den Weg.

Atlan lachte grimmig. Sein Verdacht gewann immer mehr Gestalt. Er entsann sich der Gedanken, die ihm nach dem letzten Attentat auf den Großadministrator gekommen waren: Die Meister der Insel - beziehungsweise ihre tefrodischen Agenten - müßten zum Zwecke der Durchführung ihres Planes eigentlich noch vor Beginn der Falschgeldaktion dafür gesorgt haben, daß einige der maßgebenden Leute des Solaren Imperiums durch Duplo-Agenten ersetzt wurden.

Dieser Gedanke schien durch die letzten Ereignisse bestätigt zu werden. Dennoch blieben eine ganze Menge Zweifel.

Die Landung der USO-Space-Jet auf dem

Raumhafen der Administration vollzog sich unter dem Schutz einiger hundert Kampfroboter, Überwachungsplattformen und Mannschaftsgleiter der Wachdivision „Blue Tiger“. Die „Blauen Tiger“ waren Elitesoldaten vom Planeten Oxtorne, von einer Welt mit 4,8 Gravos Schwerkraft, einem entsprechenden atmosphärischen Druck und einem Klima, das ständig von einem Extrem ins andere wechselte. Nicht mutierte Menschen vermochten auf Oxtorne nur mit einem Raumpanzer zu überleben, aber die Oxtorner, die nach der dritten Generation geboren wurden, hatten sich hundertprozentig an ihre Heimatwelt angepaßt; sie waren Umweltangepaßte mit Kompaktkonstitution!

Von diesen Menschen hatten die Werber der USO etwa fünfhundert Männer und hundert Frauen angeworben. Dreihundert Männer bildeten den Elitekern der Wachdivision „Blue Tiger“, einer gemischten USO-Truppe, die überall dort eingesetzt wurde, wo es galt, wichtige Persönlichkeiten zu beschützen. Jetzt waren sie in Terrania angetreten, um ihren obersten Chef gegen neue Attentatsversuche abzusichern.

Als der Arkonide mit einem gepanzerten Gleiter an den Mannschaftswagen der Blue Tigers vorüberfuhr, kam er sich klein vor gegen die oxtornischen Soldaten, obwohl sie genau nicht größer waren als er. Aber die unbewegten, wie aus Granit gemeißelten Gesichter, die breiten Schultern und die Neunzig-Kilo-Irnpulsstrahler in den Händen dieser Männer riefen unwillkürlich den Eindruck hervor, als stünden dort Zyklopen aus grauer Vorzeit.

Atlan übersah die Anzeichen des Ausnahmezustandes nicht, als er über die CREST-Allee zur gigantischen Kuppel der Großadministration fuhr. Es herrschte kein offiziell ausgerufener Ausnahmezustand; aber die an Brücken, Kreuzungen und auf Plätzen stationierten Einsatzkommandos wiesen überdeutlich darauf hin, daß auch der Großadministrator mit einem Angriff von innen heraus rechnete. Niemand wußte, ob es den Agenten der Tefroder nicht gelingen würde, hier und da Unruhe zu stiften, Demonstrationen „anzuheizen“ oder mit paraphysikalischen Mitteln eine Garnison zur Rebellion zu bringen. Man mußte gewappnet sein. Beim gegenwärtigen Zustand des finanzpolitischen und wirtschaftlichen Chaos konnte der Aufstand einer geringen Zahl von Menschen eine Kettenreaktion im gesamten Imperium hervorrufen, eine Lawine auslösen, die dann nicht mehr aufzuhalten gewesen wäre.

Der USO-Chef war froh, als er das Kuppelgebäude ohne Zwischenfall erreichte. In das dröhrende Stampfen der Roboter mischte sich das dumpfe Knallen der Füße der oxtornischen Wächter. Am Rande des „Platzes der Systeme“ hatte sich eine etwa

tausendköpfige Menge angesammelt. Das war nicht viel für diese Gegend, in der jede Ankunft von eskortierten Gleitern einen Menschenauflauf hervorrief. Dennoch formierten sich etwa hundert Soldaten der Wachdivision zu einer Kette und drängten die Neugierigen unaufhaltsam zurück. Gegen die Kraft der Umweltangepaßten gab es kein Widerstreben.

Und dann, zweieinhalb Minuten später, nach einer rasenden Fahrt mit dem Expresslift durch über vierhundert Stockwerke, stand Atlan in dem Konferenzraum, in den Perry Rhodan ihn bestellt hatte.

Sein Blick glitt über die Anwesenden, und ein Lächeln der Zuversicht umspielte seinen Mund.

John Marshall, Tako Kakuta, Ras Tschubai, Betty Toufry, Andre Noir, Fellmer Lloyd, Wuriu Sengu, Son Okura, Kitai Ishibashi, Tama Yokida, Ralf Marten, Laury Marten und Iwan Goratschin - das waren sämtliche Mitglieder des Mutantenkorps, zum Teil Männer, von denen Atlan jahrelang nichts gehört oder gesehen hatte. Die Not der Erde hatte sie aus Andromeda und aus anderen Teilen des Universums zurückgeholt, und nun warteten sie darauf, dem intelligentesten, mächtigsten und gnadenlosen Gegner der Menschheit eine Niederlage beibringen zu können.

Außer den Mutanten war auch der Mausbiber Gucky anwesend. Gucky zählte zwar ebenfalls zu den Mitgliedern des Korps; dennoch war er kein Mutant im Sinne des Begriffs. Die paranormalen Fähigkeiten des kleinen Pelzwesens gehörten zu den mehr oder weniger ausgeprägten Fähigkeiten seiner ganzen Rasse; wenn sie durch Mutation entstanden waren, so im Gegensatz zu den Fähigkeiten der paranormal begabten Terraner im Verlaufe einer natürlichen Evolution.

Neben Gucky stand Reginald Bull, Staatsmarschall des Imperiums, Rhodans Freund und Stellvertreter und Gucky's bester Freund. Bully, wie er auch genannt wurde, unterhielt sich, angeregt mit Mory Rhodan-Abro, Rhodans Gattin, und Solarmarschall Julian Tifflor, einem der fähigsten Offiziere der Flotte. Atlan hob die Hand zum Gruß. Plötzlich stockte ihm der Atem. Jemand hatte in unmittelbarer Nähe gesprochen - aber dieser Jemand war unsichtbar!

„Hallo!“ erklang die feine Stimme erneut. „Blicken Sie bitte auf Ihre rechte Schulter, Chef. Aber Vorsicht! Ich möchte nicht abgeworfen werden. - Ja, so ist es gut. Sir, Spezialist Lemy Danger meldet sich zum Dienst. How do you do? - Das ist altterraniisches Englisch; ich habe es von Conrad Nosinsky gelernt.“

„Hallo!“ flüsterte Atlan erfreut und nahm den winzigen Mann in die hohle Hand. „Ich freue mich.

Sie zu sehen, Spezialist Danger. Ich freue mich außerordentlich. Wahrscheinlich habe ich einen Sonderauftrag zu vergeben, den nur Sie ausführen können.“

„Das freut mich ebenfalls“, entgegnete Danger trocken. „Vor allem deshalb, weil dann der Elefant Kasom vor Neid platzen wird. Falls Sie sich nicht mehr erinnern können: Das ist der Quadratkerl mit den schlechten Manieren.“

Der Arkonide konnte nicht anders, er mußte lachen. Es war ihm egal, daß einige der Mutanten sich vielsagende Blicke zuwarfen - sie konnten ja den winzigen Siganesen in seiner Hand nicht sehen und hatten selbstverständlich auch keines von Dangers Worten gehört.

Nur John Marshall und Gucky hatten die Unterhaltung telepathisch belauscht. Marshall wiederum machte Perry Rhodan aufmerksam, indem er ihm einen starken telepathischen Impuls sandte. Der Großadministrator, dessen telepathische Veranlagung sich entgegen früherer Vermutungen nicht weiter als bis zu einem primitiven Grad entwickelt hatte, wandte sich suchend um, entdeckte Atlan und kam mit weiten Schritten auf ihn zu.

„Ich freue mich, daß du das Attentat heil überstanden hast“, sagte er herzlich. Dann wurde er übergangslos ernst. „Du vermutest also, Homer G. Adams sei dupliziert und ausgetauscht worden ...?“ Atlan nickte. „Ich habe auch schon einen Plan, wie man die Wahrheit herausbekommen kann - und noch einiges mehr.“

Rhodan nahm den Freund am Arm und führte ihn zur dreidimensional zeichnenden Projektionskarte, die die gesamte Rückwand des Konferenzraumes ausfüllte.

„Sieh dir erst einmal an, was ich inzwischen veranlaßt habe. Danach können wir über deinen Plan sprechen!“

Er hob die Hand. Ein unsichtbarer Kontakt sprach an. Die Karte schien sich von innen heraus zu beleben. Sie zeigte das gesamte Gebiet des Solaren Imperiums maßstabgetreu - bis auf die Entfernung. Atlan sah die von Terranern besiedelten Sonnensysteme mit ihrer besonderen Markierung; nun waren sie ein zweites Mal markiert worden: Schraffierte Sektoren zeigten die Positionen terranischer Flottenverbände an.

Lordadmiral Atlan erkannte, daß jedes einzelne besiedelte Sonnensystem des Solaren Imperiums zu einer Falle geworden war, die man nur mit Genehmigung der entsprechenden Flottenbefehlshaber verlassen oder betreten konnte ...

6.

Der Leichte Kreuzer der Städte-Klasse hieß

ASCOT. Sein Kommandant war der Major der Terranischen Raumpatrouille, Petrus Anagai.

Petrus Anagai hatte den Befehl erhalten, einen bestimmten Raumkubus am Rand des Plejadenhaufens aufzusuchen und den dort stationierten Leichten Kreuzer PEKING abzulösen.

Die ASCOT beschleunigte sofort nach dem Start von „Kennedy Space Base“ auf Pluto mit 700 Kilometern pro Sekundenquadrat und erreichte den Sperrgürtel der terranischen Heimatflotte bereits eine Viertelstunde später. Da sie vom Oberkommando des Sol-Systems bereits angemeldet worden war, brauchte sie nicht zu stoppen, sondern mußte nur eine flüchtige Innenraumkontrolle per Hyperkombildabnahme über sich ergehen lassen. Eine halbe Stunde danach glitt die ASCOT in den Linearraum und legte darin innerhalb von fünfzehn Minuten knapp fünfhundert Lichtjahre zurück. Als der Normalraum auf den Schirmen der Panoramagalerie sichtbar wurde, enthüllte er die gleißende Pracht des Plejadenhaufens.

Kommandant Anagai hatte nicht viel für diese Pracht übrig. Er stand ununterbrochen mit der Ortung und der Funkzentrale seines Schiffes sowie mit der Positronischen Auswertung in Verbindung. Eine Fülle von Anzeigen machte das nach innen gewölbte Kontrollpult vor seinem Kontursessel zu einer verwirrenden Angelegenheit. Ohne den Robot-Zensor, ein positronisches Sortier- und Entscheidungsgehirn, hätte er nicht gewußt, welche Angaben ihn im Augenblick zu interessieren hatten.

Schon wenige Sekunden nach dem Wiedereintauchen in den Normalraum meldete sich der Kommandant der PEKING!

Petrus Anagei ließ sich das Logbuch der PEKING über Hyperkom vorspielen und gab sämtliche erhaltenen Fakten an das Team für Positronische Strategie und Taktik weiter. Mochten sich die „Eierköpfe“ damit auseinandersetzen und ihm einen Plan für das weitere Vorgehen der ASCOT übermitteln!

Er grinste verächtlich, als der Plan nach zwei Minuten vorlag. Da die PEKING keine außergewöhnlichen Beobachtungen gemacht hatte, wurde einfach die von der Plutobasis mitgebrachte Schablone in den Robotpiloten eingegeben. Alles Weitere konnte man getrost der ebenfalls positronisch gesteuerten Ortung überlassen.

Major Anagai war überzeugt davon, daß ihm eine ruhige Woche bevorstand.

Doch bereits Schiller sagte, daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten sei. Petrus Anagai, der Schiller verehrte, weil er in ihm einen verwandten Charakter zu entdecken glaubte, mußte daran denken, als die Automatwarnung bereits am Ende der ersten Stunde

Ortungsalarm gab.

Anagai führte die Hand zum Mund und klebte seinen Kaugummi mit gekonnter Bewegung unter das Kontrollpult.

„Auswertung, bitte!“ befahl er. Fast im gleichen Augenblick spie der Nachrichtentransmitter die Originalfolie der Bordpositronik aus. Anagai schob sie in den Dekodierer und sah mit geringem Interesse zu, wie dessen Bildschirm in Schrift und 3-d-Projektion das Auswertungsergebnis anschaulich machte.

Gleichzeitig gab eine schnarrende Automatenstimme ihren Kommentar.

Die Hyperortung hatte ein Springerraumschiff ausgemacht, das in einer Entfernung von nur drei Lichtminuten aus dem Linearraum gekommen war. Es handelte sich bei dem Schiff, wie von einem Springer nicht anders zu erwarten, um einen Raumfrachter. Offenbar lag das Ziel des Springerschiffes, vom gegenwärtigen Standpunkt aus gerechnet, im südlichen Randgebiet des Plejadenhauens.

Major Anagai gab den Befehl, sich dem Springer mit einem Blitzmanöver auf eine halbe Lichtsekunde Distanz zu nähern und den fremden Kapitän zum Stoppen aufzufordern.

Kurz darauf stand das walzenförmige Raumschiff in der Sektorvergrößerung des Frontbildschirmes. Anagai las die Maße ab: dreihundert Meter Länge, einhundert Meter Durchmesser; das waren für Springerbegriffe schon ganz passable Ausmaße.

„Geben Sie mir eine Direktverbindung!“ befahl er seinem Cheffunker. „Ich will den Springer selber sprechen.“

Als das breite, rotbärtige Gesicht auf seinem Bildschirm auftauchte, holte Petrus Anagai tief Luft und sagte:

„Hier Kommandant des Leichten Kreuzers ASCOT, Solares Imperium. Bitte, gleichen Sie Ihren Kurs an und identifizieren Sie sich. Es handelt sich um eine Überprüfung nach Paragraph siebenhundertdreivierzig b des Gesetzes über die Ausübung terranischer Hoheitsrechte im Gebiet des Imperiums.“

Der Springer lachte dröhnend. Da dies eine für Springer typische, normale Reaktion auf Ärger über die Art der angekündigten Kontrolle war, schöpfte Anagai keineswegs den Verdacht, der Galaktische Händler wolle sich der Kontrolle entziehen.

Erst als der aktivierte Schutzschirm der ASCOT unter einer Breitseite aus schweren Impulsgeschützen violett aufflammte, wußte Petrus Anagai, daß es diesmal nicht reibungslos ablaufen würde.

Nun war ein Leichter Kreuzer der Städte-Klasse in erster Linie ein schnelles Aufklärungs- und Patrouillenschiff, kein Kampfschiff.

Dementsprechend schwach waren sein Schutzschirm und seine Bewaffnung. Die ASCOT verfügte nicht einmal über eine Transformkanone, da das alte Schiff ohnehin nach Ablauf des nächsten Dienstjahres verschrottet werden sollte.

Immerhin besaß die ASCOT nicht nur eine leistungsstarke Positronik, sondern auch eine auf schnelle Aktionen gedrillte Besatzung von hundertfünfzig Mann.

Das zusammen machte sie jedem bewaffneten Springer-Frachter überlegen.

Die Konverter im Schiffssinnern dröhnten ohrenbetäubend, als sie auf maximale Energieabgabe geschaltet wurden. Mit einem förmlichen Satz schoß die ASCOT hinter dem Springerschiff her, das inzwischen ebenfalls mit Höchstwerten beschleunigte.

Petrus Anagai lächelte grimmig. Der Springerkapitän hätte es besser wissen müssen; daß er dennoch einen Fluchtversuch wagte, deutete ziemlich offenkundig auf sein schlechtes Gewissen hin.

Innerhalb einer Viertelminute überholte die ASCOT den Frachter und stellte ihn, indem sie sich vor seinen Bug setzte. Der Springer feuerte aus allen verfügbaren Geschützen. Ab und zu wurde die Kugelzelle des Leichten Kreuzers durch die Aufschlagwucht der Energiestrahlen zum Schweigen gebracht.

Dann erwiederte die ASCOT das Feuer. Acht mittelschwere Impulskanonen vereinigten ihre meterdicken Energiestrahlen auf einen Punkt des feindlichen Schirmfeldes. Mit einer lichtstarken Entladung brach der Schutzschirm des Springers zusammen.

„Feuer einstellen!“ schrie Anagai. Sein Befehl bedeutete für die Mannschaft des Frachters die Rettung in letzter Sekunde. Der Triebwerksteil des Walzenschiffes glühte bereits ultrahell, und vereinzelte Bruchstücke lösten sich aus der Verkleidung.

Major Anagai schlug auf die Taste des Interkoms. „Enterkommando ...?“

„Enterkommando bereit!“ erscholl die Antwort aus dem Gitterlautsprecher.

„Ablauf der Operation nach positronischem Plan!“ befahl Anagai.

Er selbst stemmte seine hundertachtzig Pfund Gewicht aus dem Kommandantensessel und übergab das Kommando über die ASCOT seinem Ersten Offizier.

Eine Minute später berührte der Schutzschirm des Kreuzers die Wandung des Springerschiffes. Ein grelles Feuerwerk von Entladungen zuckte herüber und hinüber. Major Petrus Anagai beobachtete das Geschehen auf dem großen Schirm der

Außenbeobachtung in der Enterschleuse. Er lachte hart, als der wieder aufgebaute Schutzschild des Springerschiffes endgültig erlosch. Sofort wurde der terranische Schirm ausgeschaltet, damit kein weiterer Schaden angerichtet werden konnte - und damit das Enterkommando nicht an der Ausübung seiner Pflicht behindert wurde.

Major Anagai dachte nicht daran, ein Risiko einzugehen. Thermitladungen fraßen sich sekundenschnell durch die Bordwand des Springerschiffes und schufen so einen Eingang, an dem gewiß keine bewaffneten Springer postiert waren.

An der Spitze seines Kommandos drang der hochgewachsene Afro-Terraner in den Frachter ein. Zielstrebiger eilte er auf die Zentrale zu. Kurz davor versuchten sechs Springer, die Raumsoldaten Terras aufzuhalten; sie wurden geschockt.

Dann stand Petrus Anagai in der Zentrale vor dem Kapitän des Frachters. Er holte so schnell aus, daß die Augen des Springers die Bewegung zu spät wahrnahmen. Seine flache Hand klatschte auf die bärtige Wange des Kapitäns. Der taumelte zurück. Einen Atemzug lang starrte er den Major haßerfüllt an, dann warf er sich vorwärts.

Anagai schlug ihm den Lauf seines Schockblasters über das Gesicht. Seine Leute drängten unterdessen die übrige Zentralebesatzung an die Wand.

Der Springer brach zusammen. „So, mein Junge!“ knurrte Anagai voller Grimm. „Jetzt wirst du erleben, was es heißt, innerhalb terranischen Hoheitsgebietes mit Impulskanonen auf einen Patrouillenkreuzer zu schießen. Offenbar ahnst du nicht einmal, daß ich das Recht gehabt hätte, deinen Kahn in eine Gaswolke zu verwandeln!“

Es dauerte eine gute Stunde, bis das Enterkommando die Frachträume des Springerschiffes durchsucht hatte. Zum gleichen Zeitpunkt legte der Psychologe an Bord der ASCOT Major Anagai einen ausführlichen Bericht über die Ergebnisse des Verhörs vor, dem der Springerkapitän unterzogen worden war.

Die beiden Ergebnisse veranlaßten den Major, je einen Hyperkomrichtspruch an das Oberkommando der Imperiumsflotte und an das Hauptquartier der Raumpatrouille abzusenden.

*

„Interessant“, sagte Perry Rhodan und gab das Hypergramm an Solarmarschall Julian Tifflor zurück.

„Was gibt es Neues?“ fragte Atlan, der sich bisher mit Lemy Danger über den geplanten Einsatz unterhalten hatte.

„Ein Wachkreuzer von uns hat am Rande der Plejaden das Frachtschiff einer Springersippe

aufgebracht. Der Kapitän leistete Widerstand und wurde nach seiner Überwältigung ins Hypnoverhör genommen. Es stellte sich heraus, daß die Ladepapiere teilweise gefälscht waren. Die geladenen Güter bestehen keineswegs nur aus Bausätzen einer Robotfabrik, sondern zum großen Teil aus nicht identifizierbaren Teilen, die nach den bisherigen Untersuchungsergebnissen weder aus terranischer noch arkonidischer Fertigung oder derjenigen einer anderen bekannten Rasse stammen.“ Atlan zog pfeifend die Luft ein. „Und wohin sollte die seltsame Fracht gehen, Perry?“

Rhodan las den entsprechenden Hinweis noch einmal durch, als hätte er ihn beim erstenmal nicht ganz verstanden; danach sagte er nachdenklich:

„Zu dem dritten Planeten von Jagos Stern, Plejadensektor. Eigenartig! Dort gibt es doch nur urweltliche Wildnis - außer einem primitiven Raumhafen, der eigentlich nur aus einem in den Urwald gebrannten Fleck besteht, und einer Funkstation ...“

„Ich würde die Ladung des Springerschiffes von Spezialisten untersuchen lassen, Sir“, wandte Julian Tifflor ein. Rhodan nickte. „Später, Tiff, später! Jetzt wollen wir erst einmal sehen, daß unser Plan für die Operation Blackbird so schnell wie möglich fertiggestellt wird. Die Zeit arbeitet für den Gegner.“

Nach zweieinhalb Stunden war der Plan für die „Operation Blackbird“ bis ins letzte Detail fertig. Innerhalb von drei Sekunden wurde er von Terrania aus zum biopositronischen Gehirn auf dem Erdmond geschickt, überprüft und zurückgesandt. Perry Rhodan gab ihn dem Taktisch-Strategischen Aktionsstab der Galaktischen Abwehr zur Programmierung und permanenten aktiven Kontrolle von dieser Sekunde an brauchten die eingehenden Meldungen aus dem Guam-Sanatorium nur der TSA-Positronik eingegeben zu werden, die ohne Verzögerung darauf reagieren und unter Tausenden von möglichen Maßnahmen diejenigen auswählen würde, die den größten Erfolg versprach.

Eine halbe Stunde danach landete Atlan wieder auf dem Raumhafen der Marianeninsel Guam. Mit ihm waren die meisten Mutanten des Korps gekommen - und dazu Gucky, Lemy Danger und hundert Mann der Wachdivision Blue Tiger. Die Tigers blieben allerdings in der Marinebasis Guam zurück. Auf sie wartete eine spezielle Aufgabe.

Ein Kampf-U-Boot brachte den USO-Chef und die Mutanten hinab zum Guam-Sanatorium. Doch nur Atlan und Tako Kakuta stiegen aus. Der japanische Teleporter war von einem Maskenbildner der Abwehr in einen reichen, japanischen Geschäftsmann „verwandelt“ worden. Atlan glaubte nicht, daß jemand die Maske Takos durchschauen würde: selbst ihm fiel es noch immer schwer, einen Japaner vom

anderen zu unterscheiden.

Sofort nach dem Betreten des Sanatoriums trennten sich Atlan und Kakuta. Der Japaner begab sich in das für ihn vorbestellte Appartement, während der Lordadmiral an einem Tisch des China-Restaurants Platz nahm.

Es dauerte nicht lange, da trat Roger McKay ein. Er schlenderte durch die Tischreihen, als suche er lediglich einen günstigen Platz. Plötzlich blieb er ruckartig stehen und hob die Hand.

„Sie, Sir?“, rief er mit gutgespieltem Erstaunen. „Na, das ist aber eine Überraschung. Ich dachte. Sie wären längst wieder nach oben gefahren.“

Der Arkonide lud den Detektiv mit einer Handbewegung ein, sich an seinem Tisch niederzulassen. Er hoffte dabei, daß jemand von der Gegenseite ihre weitere Unterhaltung mit einem Richtmikrophon belauschte, nachdem er erst einmal auf ihn aufmerksam geworden war.

„Wie Sie sehen, bin ich noch nicht wieder zurückgefahren, McKay. Ich habe die Gelegenheit genutzt und mir eine prophylaktische Behandlung im P-Zentrum gegönnt. Und Sie? Was treiben Sie noch so?“ McKay grinste. „Essen, trinken ... und schlafen, Sir.“

In dieser Art plätscherte die Unterhaltung noch etwa zehn Minuten weiter. Dann erschien Homer G. Adams. Atlan fragte sich, ob der Finanzminister tatsächlich so zufällig das China-Restaurant aufsuchte, wie es den Anschein erweckte, oder ob das planmäßig abgezogene Schauspiel ihn angelockt hatte. Seinem Gesicht war von diesem Gedanken allerdings nicht anzusehen.

„Hallo, Adams!“ rief er mit überzeugend geheuchelter Freude. „Kommen Sie zu uns!“

Homer G. Adams wandte sich um; auf seinem Gesicht spiegelte sich eine Wiedersehensfreude wider, die so verblüffend echt wirkte, daß Atlan wieder Zweifel an seiner Theorie kamen.

„Es freut mich, Sie noch hier unten anzutreffen, Sir“, sagte Adams und nahm Platz. „Allmählich wird es mir langweilig; immer der gleiche Trott: Behandlung, essen, schlafen, entspannen - und wieder Behandlung. Da ist man für jede Abwechslung dankbar.“ Atlan heuchelte Zuversicht. „Das erste Zeichen der Genesung, Adams. Ich glaube, Sie sind bald wieder völlig gesund. Der Großadministrator wird sich freuen, wenn ich ihm darüber berichte.“

„Oh!“ meinte Adams. „Sie wollen uns doch nicht schon heute verlassen?“

Jetzt hast du dich verraten, Duplo! durchfuhr es Atlan. Du möchtest mich also los sein! Das kannst du haben.

„Es tut mir wirklich leid“, erwiderte er betrübt. „Aber Sie wissen ja, was im Imperium los ist. Ich

muß noch heute abend zurück nach Terrania und von dort aus vielleicht nach Quinto-Center.“ Lachend hieb er dem falschen Finanzminister die flache Hand auf die Schulter. „Langweilen Sie sich nur weiter, mein lieber Adams! Desto schneller können Sie Ihre Arbeit wieder aufnehmen.“

Adams nickte. Für einige Sekunden schien er mit den Gedanken woanders zu weilen, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Sie haben recht, Sir. Jeden von uns ruft die Pflicht, den einen früher, den anderen etwas später. Vielleicht habe ich es morgen oder übermorgen auch geschafft, und der Chefarzt schreibt mich gesund. Ich will mir jedenfalls die größte Mühe geben.“

Er lachte und drückte die Taste unter der Tischplatte nieder. Ein Bedienungsroboter erschien und nahm die Bestellung auf. Adams aß sehr mäßig; er war nie ein großer Esser gewesen. Auch der Lordadmiral legte seinem Appetit Zügel an. Nur Roger McKay bestellte mehr als drei Gänge. Er aß praktisch die gesamte Speisekarte herunter und zur Hälfte wieder hinauf, so, daß sämtliche anderen Gäste auf ihn aufmerksam wurden und es Atlan peinlich wurde, neben einem solchen Mann sitzen zu müssen.

Noch bevor McKay fertig war, erhob sich Adams. Er blickte auf seine Uhr.

„Es tut mir leid, aber ich muß jetzt wieder zur Behandlung. Mister Marat wird bereits ungeduldig vor der Tür warten. Er hatte keinen Appetit, wahrscheinlich eine kleine Magenverstimmung, und wollte deshalb nicht mit hereinkommen, nachdem er Sie, Mister McKay, entdeckt hatte.“ Er kicherte leise. „Im übrigen, denke ich, kann ich bald auf meine Beschützer verzichten ...“

Die letzte Bemerkung, so empfand Atlan, war bewußt doppeldeutig gemeint. Anscheinend gehörte der Adams-Duplo zu jenen Menschen, die sich gern mit ihrer Unverfrorenheit brüsteten.

„Ich kann Ihnen diesen Wunsch nachfühlen“, meinte Atlan. „Hoffentlich brauchen Marat und McKay ihre Aufgabe nicht mehr lange zu erfüllen. - Wenn Sie jetzt zu Ihrer üblichen achtstündigen Behandlung gehen, Adams, dann möchte ich mich jetzt gleich von Ihnen verabschieden, denn in sechs Stunden geht mein Boot ab. Ich wünsche Ihnen weiterhin gute Besserung - und ein baldiges Wiedersehen ...!“

*

Jean-Pierre Marat hatte Mühe, sich seine Unruhe nicht anmerken zu lassen. Homer G. Adams machte keine Anstalten, ihn zu einer zweiten Fahrt mit dem Sport-U-Boot aufzufordern. Dabei stand es fest, daß er das erste Mal unverrichteter Dinge umgekehrt war.

Wollte der falsche Finanzminister etwa allein hinaus?

In Gedanken schüttelte Marat den Kopf.

Das würde Adams niemals wagen. Er kannte den offiziellen Teil von Marats Auftrag und wußte, der Detektiv würde alle technischen Mittel des Guam-Sanatoriums aufbieten, um ihn zu suchen, falls er ihn plötzlich vermißte.

Oder hatte er seine Ansichten etwa geändert ...?

„So nachdenklich, Freund?“ sagte Homer G. Adams in mitfühlendem Ton. „Leiden Sie unter Depressionen?“

Marat schüttelte den Kopf und stieß einen Seufzer aus, von dem er hoffte, daß er echt genug klang, um den mit allen Wassern gewaschenen GCC-Chef zu überzeugen.

„Ich ärgere mich, Sir. Die Panne mit dem Lamprotoxus hätte mir nicht passieren dürfen. Wenn ich daran denke, was Ihnen alles hätte zustoßen können, dann überläuft es mich jetzt noch abwechselnd heiß und kalt.“

Adams lächelte dünn. „Es ist aber nichts passiert, Marat. Und das ist wohl die Hauptsache. Übrigens, stimmt es, was ich über euch passionierte Unterwasserjäger gehört habe: Ihr läßt nicht eher locker, als bis ihr die einmal erwähnte Beute erlegt habt ...?“ Aha! dachte Marat, Endlich! „Hm!“ brummte er. „Nun ...“, dehnte Adams, „dann sehen Sie zu, daß Sie das Tiefseeungeheuer vor die Harpune bekommen, bevor ein anderer es Ihnen wegschnappt!“

Jean-Pierre Marat machte ein Gesicht, das vollkommenes Nichtbegreifen ausdrückte.

„Aber das geht doch nicht, Sir! Ich habe eine Aufgabe, und ich kann auch von meinem Partner nicht ohne weiteres verlangen, er solle seine Freizeit meinen Jagdgelüsten zuliebe opfern.“

„Warum auch?“ fragte Adams. „Ich werde das Boot mieten, und wir fahren beide hinaus.“ Marat schüttelte erneut den Kopf. „Das kann ich nicht verantworten, Sir. Sie wissen, daß ich das Boot verlassen muß, um den Lamprotoxus waidgerecht zu jagen. Noch einmal jedoch möchte ich Sie nicht allein zurücklassen. Das geht nicht immer gut.“

Der Finanzminister tat so, als dächte er angestrengt nach.

„Wissen Sie was?“ fragte er nach einigen Minuten. „Sie erklären mir die Manuellsteuerung noch einmal; ich war schon immer für meine gute Auffassungsgabe bekannt. Diesmal lerne ich es bestimmt, mit dem Boot allein zurechtzukommen.“ Marat wiegte den Kopf. „Wenn Sie meinen ...?“ antwortete er schließlich zögernd.

Adams erhob sich ohne weiteren Kommentar. Er schritt zielsicher auf den Ausgang des Appartements zu. Auf dem Flur wählte er einen Antigravlift, der bis

zum untersten „Deck“ durchging.

Zehn Minuten später standen die beiden Männer vor dem Schalter des Sportbootsverleihs. Der von Roger McKay entsprechend präparierte Ausgabe-Robot händigte Adams die Schlüssel zu dem Bootsbunker aus, in dem das Boot stand, mit dem sie beim erstenmal hinausgefahren waren.

Marat atmete insgeheim auf. Er wußte nicht, was er getan hätte, wäre ihnen ein anderes U-Boot zugewiesen worden. Wegen der Sicherheit der übrigen Patienten hatte McKay nur dieses eine Boot für den besonderen Zweck herrichten dürfen, und zwar so, daß die Automatortung nicht mehr auf Verfolgungsboote ansprach. Er hoffte nur, daß auch bei Lemy Danger alles reibungslos abgelaufen war. Atlan hatte ihm, während Adams behandelt wurde, berichtet, daß ein Kurierkreuzer nach Quinto-Center, dem Hauptquartier der USO, unterwegs war, um Dangers Zwerg-U-Boot abzuholen und zur Marine-Basis auf der Insel Guam zubringen. Angeblich sollte das Boot nur fünfundachtzig Zentimeter lang sein und die äußerlichen Formen eines Tiefseefisches haben. Der Spezialist von Siga hatte das Fisch-Boot bereits einmal vor längerer Zeit in einem Agenteneinsatz gegen die Rasse der Blues verwendet. Nun sollte es gegen einen Tiefseestützpunkt der MdI auf der Erde eingesetzt werden.

Der einzige schwache Punkt dieses Planes war, das hatte der Chef der USO zugegeben, daß Lemys Boot nicht einem terranischen, sondern einem Tiefseebewohner einer Blues-Welt glich. Aber Marat hoffte, weder Adams noch einer der vermuteten Feindagenten würde auf solche Feinheiten achten. Noch nicht einmal die terranischen Zoologen kannten sämtliche in terranischen Meeren vorkommenden Tiefseebewohner.

Erst als das schlanke Jagd-U-Boot aus der Druckschleuse schoß, glaubte Jean-Pierre Marat, daß Adams dabei war, in die gestellte Falle zu gehen. Er ließ sich nichts von seinen Gefühlen anmerken, während er das Boot auf einen Kurs brachte, der es zum letzten Standort des Fünfundvierzig-Meter-Lamprotoxus bringen würde.

*

Nachdem Marat das Gebiet „seines“ Lamprotoxus eine Dreiviertelstunde lang durchkreuzt hatte, begann er am Erfolg seiner Aktion zu zweifeln. Bisher war das Tier nicht aufgetaucht, und im Grunde genommen gab es nicht die mindeste Garantie dafür, daß der Lamprotoxus sich überhaupt noch in der näheren oder weiteren Umgebung aufhielt.

Wie aber sollte Marat den falschen GCC-Chef dazu veranlassen, den vorläufig nur hypothetischen

MdI-Stützpunkt aufzusuchen, wenn er, sein Schatten, das U-Boot nicht verließ ...?

Bereits in der nächsten Sekunde erkannte Marat, daß er den Einfallsreichtum seines „Schütlings“ unterschätzt hatte.

Er fühlte plötzlich den Blick Adams auf sich ruhen und bemerkte das erwartungsvolle Leuchten in dessen Augen. Bevor er in der Lage war, sich darauf einen Reim zu machen, begann sich alles um ihn herum zudrehen.

Jean-Pierre Marat nahm die Hände von der Manuellsteuerung und versuchte, sich an den Lehnen seines Kontursessels festzuhalten. Er wußte, daß Adams ein Nervengas benutzte, um ihn auszuschalten. Da der Duplo - Marat war nun völlig sicher, einen Duplo Adams vor sich zu haben - keinen Druckhelm trug, atmete er sicherlich durch Nasenfilter.

Soweit kam Marat noch mit seinen Folgerungen. Dann hüllte ihn grenzenlose Nacht ein.

Als er wieder zu sich kam, entdeckte er auf den Bildschirmen der Panoramagalerie bizarre, steil aufragende Felsformationen. Er wußte plötzlich, wohin die Fahrt ging: in eine der alten, versunkenen Ruinenstädte, die nach Aussage des Großadministrators noch aus der lemurischen Vergangenheit stammten. Die Ablagerungen der letzten fünfzigtausend Jahre hatten nur die flacheren Bauwerke und Ruinen verschlungen; die gigantischen Hochbauten aber waren geblieben - beziehungsweise ihre Überreste, denn der ungeheure Wasserdruck in dieser Tiefe hatte selbst starke Wände aus Metallplastik eingedrückt, weniger starke Gebäude pulverisiert oder zum Einsturz gebracht. Es wirkte gespenstisch, zwischen den Resten ehemals imposanter Wohntürme hindurchzugleiten ...

Rasch schloß Marat die Augen, als er bemerkte, daß sich Adams nach ihm umdrehte.

Der Duplo brauchte nicht zu wissen, daß sein „Gefangener“ die Wirkung des Nervengases schon überwunden hatte. Adams konnte allerdings nicht ahnen, daß sein ehemaliger Beschützer von der größten Positronik der Galaktischen Abwehr beraten worden war, wenn auch nur indirekt - und, daß Marat kurz vor dem Eintritt der Bewußtlosigkeit eine Kapsel mit dem Gegenmittel zerbißan hatte.

Und so schnell durfte Adams auch nichts davon erfahren!

Etwa zwei Stunden lang ging die Fahrt durch das unermeßlich große Ruinenfeld. Dann zauberte die Reflexortung ein weit über die Trümmer hängendes Felsplateau auf die Bildschirme Tiefer und tiefer glitt das U-Boot unter den Überhang.

Plötzlich blitzte es grell auf. Marat entdeckte die geöffnete Schleuse, aus der sich die Lichtfülle über das kleine U-Boot ergoß.

Hoffentlich hat Lemy Danger uns folgen können! dachte Marat.

In diesem Augenblick war das Boot in der Schleuse; die Tore schlossen sich unendlich langsam.

Und nach Sekunden, die Marat wie Stunden vorkamen, sank der Wasserspiegel innerhalb der Schleuse. Dieser Vorgang erschien Marat so logisch und notwendig, daß er kaum Aufmerksamkeit darauf verwendete. Erst, als die Unterkanten der Schleusentore aus dem Beobachtungsbereich der Panoramaortung verschwanden, stutzte er.

Die Entfernung, die schließlich senkrecht zurückgelegt wurde schätzte der Detektiv auf neuhundert Meter. Das Boot lag etwas schräg auf dem Grund eines Schachtes.

Gespannt harrte Jean-Pierre Marat der kommenden Ereignisse. Er brauchte nicht lange zu warten. Ein zweites Paar Schleusentore öffnete sich. Schwarzgekleidete Gestalten eilten herbei und umringten das Jagd-U-Boot.

Der Duplo Homer G. Adams stand auf und versetzte dem scheinbar noch bewußtlosen Detektiv einen heftigen Tritt in die Seite. Marat krümmte sich zusammen; doch war diese Reaktion wohl auch für einen Betäubten so normal, daß immer noch niemand Verdacht schöpfte.

Männer in schwarzen Uniformkombis polterten lautstark in die enge Zentrale des Bootes, die weitgehend der Zentrale eines Kleinraumers glich. Der falsche Adams wurde überschwenglich begrüßt. Marat konnte jedes Wort verstehen, weil die Fremden das Tefroda benutzten und er diese Sprache aus Andromeda bereits vor einem halben Jahr gelernt hatte, als er noch nicht ahnte, wo er heute sein würde.

Die Schwarzgekleideten waren also Tefroder. Im übrigen stimmten auch alle anderen Merkmale mit diesem Schluß überein.

Zwei Tefroder luden Marat recht unsanft auf eine Antigravbahre. Er ließ alles mit sich geschehen, denn er wollte versuchen, sich irgendwie nützlich zu machen - und die Wirkung des Nervengases müßte theoretisch noch zwischen sechs und zehn Stunden anhalten. Wenn er sich entsprechend verhielt, bestand Aussicht, keinen Verdacht zu erwecken.

Aus der Unterhaltung erfuhr Marat, daß der falsche Adams in drei Stunden den Stützpunkt wieder verlassen sollte. Danach schloß sich die Rückwand eines Transportgleiters hinter ihm, und er war von der Außenwelt abgeschnitten.

Nach einer Viertelstunde wurde er wieder ausgeladen. Er vermochte einen kurzen Blick auf die riesige Halle zu werfen, in der er sich befand.

Das war ein hochmoderner, mit allen Finessen der lemurischen Technik ausgestatteter Unterwasser-Stützpunkt!

Marat glaubte nicht, daß die tefrodischen Agenten

diesen Stützpunkt erst zur Zeit des Solaren Imperiums eingerichtet hatten. Das wäre niemals unentdeckt geblieben. Hier mußten Millionen und aber Millionen Tonnen Material verbaut worden sein.

Viel glaubhafter erschien dem Detektiv die Erklärung, daß er sich in einer der Hallen einer bereits zu lemurischer Zeit existierenden Unterseefestung befand. Dafür sprach außerdem der Schacht, der weit unter das Niveau der Ruinenstadt reichte. Die Festung hatte also schon immer unter dem Meeresspiegel gelegen, wenn auch längst nicht so tief wie jetzt.

Marat schloß vorsichtshalber die Augen, als ein rotgekleideter Tefroder auf ihn zutrat.

Doch im nächsten Augenblick durchfuhr ihn eisiger Schreck.

„Ich halte es für zwecklos, uns noch länger Theater vorzuspielen“, sagte der Tefroder. Seine Stimme triefte vor Sarkasmus.

Marat fragte sich verzweifelt, wie die Agenten hinter seinen Trick gekommen waren. Er hielt die Augen jedoch noch immer geschlossen; es bestand ja die Möglichkeit, daß man ihn nur testen wollte.

In der nächsten Sekunde krachte ein erbarmungsloser Schlag auf sein Nasenbein herab.

„Nun ...?“ fragte eine höhnische Stimme. „Wird's bald? Oder gefällt dir unsere Behandlung so gut, Spion?“

Gewaltsam riß Marat die Augen auf.

Er sah wie durch Nebelschleier hindurch ein zur sadistischen Grimasse verzerrtes Gesicht - und er wußte im nächsten Augenblick, daß der Tefroder die Absicht hatte, ihn zu töten.

Da verwandelte sich Jean-Pierre in den „Schwarzen Jaguar“ ...!

7.

Der nächste Schlag mit dem Lauf eines Impulsstrahlers traf die Antigravplatte.

Marat hatte sich zur Seite gerollt und fallengelassen.

Der rotgekleidete Tefroder kam nicht dazu, seine Überraschung zu verdauen. Ein Karateschlag des Detektivs streckte ihn nieder. Dann fuhr Marat gleich einem schwarzen, wirbelnden Blitz zwischen die übrigen fünf Männer, die ihn umstanden. Er hob einen der herabgefallenen Impulsstrahler auf und rannte auf den Eingang zu, den er vorhin in der Wand zur Linken entdeckt hatte.

Bevor er ihn erreichte, schlügen Energiestrahlen hinter und neben ihm ein. Der Bodenbelag warf Blasen, die mit ekligem Schmatzen zerplatzten. Das Singen von Schockblasterabschüssen mischte sich in das tödliche Konzert.

„Jaguar“ Marat feuerte im Laufen über seine

Schulter. Er schlug zwei Tefroder nieder, die ihm aus dem Eingang entgegenseilten. Dann befand er sich in einer Vorhalle, deren Konstruktionsprinzip ihm nur zu vertraut erschien.

Er konnte sich gerade noch hinwerfen, bevor die Strahlbahnen des automatischen Abwehrsystems über ihn hinwegfuhrten. Rasch wälzte er sich zum Eingang zurück. Sofort hörte das Feuer auf.

Aber von draußen näherten sich jetzt etwa zehn bewaffnete Tefroder. Sie hatten eine Schützenkette gebildet und gingen mit angeschlagenen Impuls- und Schockwaffen vor. Sie erwarteten offenbar keinen Widerstand, und bei einem weniger erfahrenen Mann als Marat wäre ihre Rechnung sicher aufgegangen; dann lägen jetzt nur noch seine verbrannten Überreste vor den Waffenmündungen der Automatik.

Gehetzt blickte sich Marat um. Er suchte nach einer Möglichkeit, sich zu verbergen. Wenn die Tefroder erst einmal die Vorhalle betreten hatten, würde sich die Abwehrautomatik automatisch ausschalten. Dann konnte er tiefer in das Bauwerk eindringen. Aber es gab kein Versteck. Marat zog unter seiner Kombination einen bleistiftähnlichen Gegenstand hervor. Einen Herzschlag lang wiegte er ihn unschlüssig in der Hand, dann preßte er den Daumen gegen die rot schimmernde Spitze, holte aus und warf die Bombe so weit wie möglich hinaus in die Halle. Danach ließ er sich fallen und preßte sich fest an das Metallplastik der Wand.

Zwei Sekunden später fuhr der Glutstrom einer heftigen Explosion durch die offene Tür. Den Donner hörte Marat nicht mehr; er war bewußtlos geworden. Er sah auch nicht mehr, wie nach einigen Minuten eine hohe Gestalt aus dem Hintergrund der Vorhalle trat und sich ihm näherte ...

Als er erwachte, durchfuhr ihn glühender Schmerz. Er preßte die Zähne zusammen und kämpfte die Wellen des auf ihn einstürmenden Schmerzes nieder. Nach einigen Minuten fühlte er sich kräftig genug, die Augenlider zu heben.

Zuerst verschwammen alle optischen Eindrücke zu einem kreisenden Feuerrad. Doch allmählich begannen sich feste Konturen herauszuschälen; eine Panoramawand, ein niedriger Tisch, zwei bequeme Kontursessel, ein Einbauschrank, eine schmale Tür - und ein samtblaues Gesicht, das sich über ihn beugte.

„Können Sie mich verstehen, Terraner?“ flüsterte eine rauhe Stimme auf Tefroda.

Marat nickte, und erneut tobte der Schmerz durch seinen Körper.

„Ja!“ stieß er röchelnd hervor. „Was ist ... mit ...?“

„Ruhig!“ befahl die fremde Stimme. Sie klang keineswegs angenehm in Marats Ohren, war aber wiederum nicht abstoßend wie die Stimme des Rotgekleideten.

Erst jetzt kam Marat die Erinnerung an den Kampf in der Halle, seine Flucht in einen von Automatwaffen und Detektoren abgesicherten Vorraum - und eine furchtbare Explosion ...

Er hatte eine Mikro-Fusionsbombe geworfen!

Kein Wunder, daß seine Haut wie Feuer brannte. Die Wand mochte der Wirkung von einer Zehntel Kilotonne TNT standgehalten haben, aber die durch die offene Tür brandende Glut hatte seine Kombination wahrscheinlich zu Asche verbrannt.

Nein! berichtigte er sich im stillen. Dann könnte er jetzt nicht mehr leben!

„Warum ... lebe ... ich?“ Er würgte die Frage stoßweise heraus.

„Sie haben anscheinend die Sicherungsautomatik vergessen, Terraner“, antwortete ihm die Stimme des Tefroders. „Als die Glut auftraf, schloß sich im gleichen Augenblick das Panzerschott.“

„Ich ... verstehe“, erwiderte Marat. Mühsam richtete er sich auf; zwei kräftige Arme unterstützten ihn dabei. Noch einmal verschwamm alles vor seinen Augen, dann blieb das Bild klar.

Jean-Pierre Marat sah an sich herab. Die Kombination war geschwärzt und teilweise zerfallen. Stark gerötete Haut war durch die Löcher hindurch zu erkennen.

Marat begriff, daß er noch einmal mit dem Leben davongekommen war. Aber für wie lange ...? Der Tefroder schien zu verstehen, was diesen Terraner bewegte. Er lächelte.

„Seien Sie unbesorgt, Terraner. Ich werde Sie nicht ausliefern. Alle glauben. Sie seien zusammen mit den ausgeschwärmteten Soldaten im Glutball der Explosion umgekommen.“

Mechanisch fuhr Marats Hand durch die Außentasche seines Plastikspunhemdes, in der sich die Zigaretten befanden. Die Finger gingen durch den geschwärzten und zermürbten Stoff hindurch.

Der Tefroder sah Marats enttäusches Gesicht, lächelte wieder und hielt ihm ein flaches Etui aus oberflächenveredeltem Terkonit hin. Marat nahm es dankbar entgegen, bot dem Tefroder eine Zigarette an - und, als der ablehnte - ließ er sich Feuer für seine noch einwandfreien Zigaretten geben.

Er blies den Rauch weit von sich und inhalierte einige Male tief. Danach fühlte er sich bedeutend besser als zuvor. Zwar brannte seine Haut immer noch mörderisch, aber es ließ sich aushalten, und zudem wußte Marat, daß seine Wunden innerhalb von drei Tagen geheilt sein würden, sobald man sie richtig behandelte.

Die Frage war nur, ob er diese Chance jemals erhalten würde.

„Wie kommen Sie dazu“, begann Marat vorsichtig, „mich, einen Terraner, vor Ihren eigenen Leuten zu verbergen?“ Ein Versäumnis fiel ihm ein, und er

stellte sich vor. Der Tefroder neigte den Kopf. „Ich heiße Alchinom, Mister Marat.“ Er wanderte mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, blieb dann abrupt stehen. „Sehen Sie, ich wurde aus insgesamt zweihundert Testpersonen ausgesucht, einen Agentenauftrag zu übernehmen, der sich gegen Terra richtete. Damals war ich stolz darauf; ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch als euch Urenkeln von Feiglingen und Deserteuren zu beweisen, daß für sie kein Platz im Universum sei. Meine Aufgabe machte mir Spaß. Ich wurde befördert, als ich kaum zwei Wochen eurer Zeitrechnung in diesem Stützpunkt war. Nach terranischen Begriffen bin ich Colonel; alle Männer und Frauen hier haben ziemlich hohe militärische Ränge.“

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er imaginäre Schatten verscheuchen.

„Ich war einer der wenigen, die mehrere Tage an der Oberfläche der Erde weilten und dort Spezialaufträge ausführten. Dabei lernte ich eine Frau kennen, keine in leitender Position, sondern eine kleine Reporterin, die Tag und Nacht auf den Beinen sein mußte, um ihren Job nicht zu verlieren. Ich habe Claudine recht gern, vielleicht ist es sogar Liebe. Aus diesem Grund lotete ich ihre Gesinnung aus, in der Hoffnung, sie nach unserem Sieg mit nach Andromeda nehmen zu können.

Ob Claudine ahnte, daß ich ein Feind der heutigen Menschheit war, das weiß ich nicht. Aber sie führte mich in Bibliotheken, Parks, Supermärkte und Lokale und brachte mich mit anderen Menschen zusammen. Aus allen diesen Unterhaltungen kristallisierte sich für mich ein neues Weltbild heraus; ich brachte es nicht mehr fertig, euch zu verachten oder gar zu hassen, ich begriff, daß wir Tefroder eigentlich die Deserteure sind - und ihr die wirklichen Erben des Universums ...“

Marat ließ sich die Worte des Agenten durch den Kopf gehen. Dann sah er den Mann fragend an.

„Das ist alles schön und gut, und ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, rein persönlich. Aber die beste Erkenntnis nützt nichts, wenn sie nicht in die Tat umgesetzt wird. Was sind Sie gewillt zu unternehmen, damit dieser Stützpunkt keinen Schaden mehr anrichten kann?“ Alchinom zuckte die Schulter: „Was vermag ein einzelner Mann auszurichten? Oder möchten Sie, daß ich unseren Stützpunkt in die Luft sprenge?“

Ein Wort machte Marat stutzig: das Wort unseren ...! Der Detektiv begriff, wie weit der Tefroder noch davon entfernt war, sich geistig völlig von seinen Kameraden zu distanzieren. Darum beschloß er, vorläufig nichts über die bevorstehende Aktion der Galaktischen Abwehr zu verraten.

Leider machte er damit einen entscheidenden Fehler, denn wenige Minuten nach diesem Beschuß

krachten aus einem verborgenen Wandlautsprecher tefrodische Laute. Jemand verkündete unüberhörbar, daß terranische Stoßtrupps in den Stützpunkt eingedrungen seien.

*

Alchinom starrte den Detektiv enttäuscht an. Allmählich verwandelte sich die Enttäuschung in Zorn und Verachtung.

„Urteilen Sie nicht vorschnell!“ bat Marat. „Selbst, wenn wir schon seit Jahren eng befreundet wären, hätte ich Ihnen nichts verraten dürfen. Meine Schweigepflicht bindet mich.“

Alchinom starnte düster vor sich hin. Er schien abzuwagen, auf welche Seite er eigentlich gehörte. Marat kannte Überlegungen dieser Art. Soldaten jedes Zeitalters, jedes Volkes und jeder Rasse hatten immer wieder vor ähnlichen Problemen gestanden. Und nur zu oft hatte falsch interpretiertes Pflichtbewußtsein oder Ehrgefühl den Ausschlag zum Schlechten hin gegeben.

Der Tefroder erwachte aus seiner Starre, als von irgendwoher aus dem Ganggewirr des Unterseestützpunktes die Geräusche eines erbitterten Kampfes ertönten. Alchinoms Gesicht nahm einen Ausdruck naiver Verwunderung an. Er schien nicht zu begreifen, wie terranische Soldaten so tief in die Geheimfestung hatten eindringen können.

Marat dagegen wußte Bescheid. Er ahnte, daß die ersten Stoßtrupps von den Teleportern des Mutantenkorps eingeschleust worden waren, und wahrscheinlich hatte der Lordadmiral obendrein noch seine Blue Tigers eingesetzt.

Da er damit nichts verderben konnte, gab er dem Tefroder einige Erklärungen darüber ab. Alchinom nickte verstört. „Wir haben alle nicht mehr daran gedacht. Wir nahmen an, die Mutanten befänden sich noch in Andromeda. Nun, ich habe mich ebenso geirrt wie meine Kameraden.“

Ein eigentümlicher Blick traf Marat.

„Schade, nun werden wir alle zusammen sterben, ihr Terraner und wir Tefroder.“

Noch bevor Alchinom zu Ende gesprochen hatte, verstand Marat, was mit dieser Bemerkung gemeint war. Es hätte auch allen bekannten Gepflogenheiten der Tefroder widersprochen, wenn es in ihrem Stützpunkt keine Vernichtungsladung gäbe. Sie würden wahrscheinlich leichter sterben, weil sie die Terraner mit in den Tod rissen.

Marat sprang auf und packte den Tefroder an den Schultern, ungeachtet der Schmerzen, die ihn sofort wieder durchpulsten.

Alchinom schreckte auf und handelte instinktiv. Seine Faust fuhr in Marats Gesicht. Der Detektiv prallte mit dem Kopf an die gegenüberliegende

Wand. Der Tefroder setzte sofort nach.

Den nächsten Schlag fing Marat mit seinem künstlichen linken Unterarm ab. Die rechte Handkante sauste gegen Alchinoms Kehle; im allerletzten Moment drehte der Detektiv die Hand. So wurde Alchinom nur betäubt.

Marat atmete hastig und keuchend. Seine Haut brannte wie flüssiges Metall am ganzen Körper. Dennoch packte er Alchinom am Kragen und schleppte ihn ins Badezimmer. Dort drückte er ihn unter die Brause und drehte den Kaltwasserhahn voll auf.

Alchinom kam sehr schnell wieder zu sich.

„Es tut mir leid, daß wir uns so mißverstanden haben“, sagte Marat und zwang sich dazu, seine Angst nicht durchblicken zu lassen. „Aber Sie müssen mir einfach helfen, wenn Sie nicht alles schmählich verraten wollen, was Claudine Ihnen bei brachte!“

„Claudine ...!“ flüsterte Alchinom „Ja, Claudine!“ schrie Jean-Pierre Marat. „Vielleicht ist unter den Männern der Stoßtrupps Claudines Vater oder Bruder und wenn nicht, es gibt Millionen Mädchen wie Claudine. Aber ganz abgesehen davon, daß die Explosion nicht einfach Soldaten sondern die Söhne von Müttern und Vätern, die Männer von Ehefrauen und die Väter von Kindern umbringen würde, welchen Sinn hätte das Ganze? Wem nützt es? Soll es etwa nur der Reparatur eines angeknacksten Ehrgefühls dienen?“

„Hören Sie bitte auf!“ stöhnte Alchinom. Er starrte den Detektiv einen Atemzug lang an, mit einem wilden Blick, der den Widerstreit seiner Gefühle und Gedanken deutlich verriet. Dann fuhr er sich mit dem Handrücken über die spröden Lippen und flüsterte heiser: „Kommen Sie mit, Terraner. Vielleicht schaffen wir es noch!“

*

Sie standen in der Mündung eines breiten Ganges. Mit dem Rücken zu ihnen knieten drei Tefroder deckungslos im Gang und feuerten mit Impulsstrahlern.

Von weit vorn kam ein schriller Schrei.

Schon wollte Marat die Hand nach der Waffe Alchinoms ausstrecken, um die drei Tefroder zu erschießen, da fiel ihm ein, daß er sich durch diese Tat sicherlich Alchinom zum Feind machen würde. Er stieß den Tefroder an. „Weiter!“

Sie rannten in die nach links führende Abzweigung. In der spärlich erhellenen Röhre eines Antigravliftes fielen sie nach unten.

„Jetzt kommt der schlimmste Teil!“ flüsterte Alchinom. „Sobald wir aus dem Lift heraus sind, müssen wir eine Schaltstation durchqueren.“ Er gab

sich einen innerlicher Ruck und hielt Marat seine Impulswaffe hin. „Hier! Nehmen Sie! Ich kann nicht auf meine eigenen Leute schießen. Aber Sie müssen schießen, wenn wir durchkommen wollen!“

Dankbar nahm Marat die Waffe entgegen.

Doch er brauchte sie nicht anzuwenden.

Mitten in der Schaltstation stand eine breitschultrige, massive Gestalt und hielt eine Waffe in den Fäusten, die schon eine kleine Impulskanone war.

Marat erkannte das blanke, halbmondförmige Brustschild mit der eingebrannten Abbildung eines springenden, blauen Tigers. Ein Oxtorner! Der Soldat fuhr herum und legte auf die beiden Männer an.

„Halt!“ dröhnte seine Stimme durch den Saal.

Vorsichtshalber ließ Marat seine Waffe fallen und hob die Hände. Alchinom tat es ihm nach. In den Augen des Tefroders flackerte die Angst; mehr als ein Dutzend Tefroder mußten die Schaltstation bewacht haben; jetzt war nicht mehr viel übrig von ihnen.

Es gelang Marat, den Oxtorner von seiner Identität zu überzeugen.

„Wir wurden informiert, Sir!“ erwiderte der Kämpfer. „Darf ich Ihnen meine Hilfe anbieten?“

Marat nickte. Dieser Mann konnte recht gut eine entscheidende Hilfe bedeuten. Rasch klärte er ihn über die versteckte Fusionsladung auf. Denn stürmten die drei Männer gemeinsam weiter. Der Oxtorner übernahm die Spitze und ließ sich von den Zurufen Alchinoms dirigieren.

Endlich war das Ende des Ganges erreicht.

Der Oxtorner wandte sich um. „Wo ist die Sprengladung?“ fragte er drohend.

Alchinom deutete mit der Hand auf den Boden. Der Oxtorner suchte mit den Händen und fand nach wenigen Sekunden den verborgenen Öffnungsmechanismus eines Schachttdeckels.

Als der Deckel zur Seite schwenkte, leuchtete der Oxtorner mit seinem Brustscheinwerfer hinunter.

Da lag sie, die Bombe, die allen Tefrodern und Terranern im Stützpunkt den Tod bringen konnte!

Ohne zu zögern, ließen sich Marat und der Oxtorner herab. Sie arbeiteten fieberhaft, um den Zündmechanismus zu ergründen und die Bombe unschädlich zu machen. Keiner von ihnen achtete noch auf Alchinom.

Nach einer Viertelstunde harter Arbeit waren sie fertig.

Marat wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Seine Knie zitterten, und ihm kam erst jetzt richtig zu Bewußtsein, daß er nur wenige Zentimeter vom Tod getrennt gewesen war.

Ein erschrockener Ausruf des Oxtorners ließ ihn rasch die Stahlsprossen wieder hinaufklettern.

Mit blassem Gesicht stand er danach vor

Alchinom. Der Tefroder blickte mit starren Augen zur Decke des Stollens. Unter seinem Rücken bildete sich eine Blutlache. Marat drehte den schweren Körper herum. Er sah das gezackte Loch zwischen den Schulterblättern. Ein Stahlsplitter mußte den Tefroder während der Hallendurchquerung getroffen haben. Marat drückte ihm die Augen zu.

Der Oxtorner nahm schweigend seinen Helm ab.

Nach einer halben Minute gingen sie den Weg zurück.

Als sie die Halle erreichten, war der Kampf zu Ende. Kämpfer der Blue Tigers, Roboter und die graublau gekleideten Soldaten der terranischen Seestreitkräfte bevölkerten das ehemalige Schlachtfeld.

Marat ließ sich von seinem oxtornischen Begleiter den Funkhelm geben. Mit letzter Kraft gab er seine Position durch und bat darum, abgeholt zu werden. Dann brach er zusammen.

*

„.... wurde die Tiefseefestung der Tefroder anschließend zerstört“, gab der Großadministrator bekannt.

Jean-Pierre Marat und Roger McKay saßen in einem Krankenzimmer des Marinelaazarets auf der Insel Guam. Sie lauschten der Rede des Großadministrators, die von Terravision in alle Teile des Imperiums übertragen wurde.

„Unsere Truppen fanden dort sowohl einen Multiduplikator als auch Falschgeld im Werte von etwa einhundert Billionen Solar, das mit Hilfe des Duplikators angefertigt worden war und nur darauf wartete, in den Geldverkehr eingeschleust zu werden ...“

Jean-Pierre Marat schaltete das Gerät ab.

„Erzähl du mir lieber, wie die ganze Aktion verlaufen ist, Partner! Was Rhodan da über Terravision erzählt ist doch nur für die Öffentlichkeit bestimmt. Mich interessiert das, was man nicht über Terravision sagen kann!“ McKay lächelte. „Lemy Danger hatte sein U-Boot noch rechtzeitig genug erhalten. Er folgte dem falschen Adams und dir bis zum Eingang in die unterseeische Festung. Während er auf Adams Rückkehr wartete, fotografierte und vermaß er die Umgebung, stellte die genaue Position fest und bemühte sich, den großen Raubfischen zu entgehen, die sein getarntes Boot unbedingt fressen wollten.“

Adams kam nach Ablauf von drei Stunden zurück und fuhr wieder zum Sanatorium. Er meldete, du hättest dich ausgeschleust, um einen Lamprotokus zu jagen und wärst plötzlich verschwunden. Er hätte dich gesucht, aber nicht mehr gefunden.

Obwohl der Duplo nun völlig durchschaut war,

ließ man ihn noch in Ruhe. Der Großadministrator befürchtete, bei einer Verhaftung könnten irgendwelche parapsychischen Schaltungen ansprechen.

Nur Gucky, Tschubai und Kakuta drangen zuerst in die Festung ein. Als sie die günstigsten Stellen für eine Invasion ausgewählt hatten, sprangen sie zurück und holten Kämpfer der Blue-Tiger-Division. Nach dem Aufbau dreier Brückenköpfe traten die Kampf-U-Boote der Seestreitkräfte in Aktion. Sie schossen sich ihren Weg frei und setzten Landekommandos mit Körperschirmen ab.

Leider entkam der unbekannte Stationschef durch einen leistungsstarken Ferntransmitter. Es wird vermutet, daß es sich bei diesem Mann um einen Meister der Insel handelt.“ Marat nickte nachdenklich. „Bei der eminenten Bedeutung der Falschgeldoffensive bin ich davon sogar überzeugt. Ich bin sogar fest davon überzeugt, daß die MdI die ganze Einrichtung bereits zu der Zeit installierten, als Rhodan mit der CREST III noch in der lemurischen Vergangenheit der Erde weilte.“

„Das wird allgemein vermutet, Alter“, erwiderte McKay.

„Und Homer G. Adams ...?“ fragte Marat drängend. „Ist er etwa auch entkommen?“

„Ja und nein!“ gab McKay zurück. „Der Duplo des Finanzministers erhielt bei der Verhaftung einen Gehirnschlag und starb. Niemand weiß warum. Die Obduktion seiner Leiche brachte keinen der bekannten Reizempfänger zutage.“

„Das hätte man ja dann schon früher herausbekommen“, erwiderte Marat „Und der Zellaktivator war wohl eine ähnliche Fälschung wie Adams?“

McKay nickte.

„Hm!“ machte Marat. „Allmählich beginne ich zu verstehen, warum diese widersinnig anmutenden Anschläge im Tiefsee-Sanatorium inszeniert wurden. Die Tefroder wollten damit erreichen, daß auf den Adams-Duplo kein Verdacht fiel. Wäre er völlig unbehelligt geblieben, so hätte das bei uns zum mindesten Verwunderung hervorgerufen.“

„Ja!“ McKay nickte beipflichtend. „Die Meister der Insel und die Tefroder begehen so leicht keinen Fehler. Wenn sie etwas unternehmen, dann ist es bis ins Detail geplant.“

„Nun ...“, erwiderte Marat gedehnt, „bei uns ja wohl auch, sonst hätten wir den Stützpunkt nicht liquidieren können!“

Er schaltete das Visiphon wieder an und vernahm noch den letzten Teil von Rhodans Rede. Der Großadministrator kündigte einen weiteren Schritt auf dem Wege der endgültigen Währungsstabilisierung an.

Als er geendet hatte, schwiegen die beiden Detektive. Erst nach einigen Minuten brach Jean-Pierre Marat das Schweigen. Er sah an seinem elastischen Körpertank herab, in den er vom Hals bis zu den Füßen eingehüllt war, und sagte mürrisch:

„Dummerweise werde ich das Unternehmen nicht völlig zum Abschluß bringen können ...“

„Wieso?“ fragte McKay erstaunt. Marat lächelte nachsichtig. „Ja, meinster du, ich könnte mit meinen Brandwunden auf die Suche nach dem richtigen Homer G. Adams gehen ...?“

ENDE

Der Adams-Duplo wurde gestellt, sein verräterisches Spiel wurde durchschaut. Maßnahmen wurden eingeleitet, um die Stabilität der Währung wiederherzustellen.

Es sieht ganz so aus, als sei die erste Runde im hinterhältigen Kampf der MdI gegen das Solare Imperium an Perry Rhodan gegangen. Nun aber sollen die Drahtzieher des wirtschaftlichen Unheils aufgespürt werden!

DIE SPUR FÜHRT ZU JAGOS STERN!